BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

SITZUNGSBERICHTE · JAHRGANG 1999, HEFT 4

GEORG KOSSACK

Prähistorische Archäologie in Deutschland im Wandel der geistigen und politischen Situation

vorgelegt in der Sitzung
vom 2. Juli 1999

MÜNCHEN 1999
VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

ISSN 0342-5991
ISBN 3 7696 1605 7

© Bayerische Akademie der Wissenschaften München, 1999
Satz und Druck: C. H. Beck'sche Buchdruckerei Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany

Inhalt

Begründendes Vorwort 5
1. Anfänge 9
2. Zeitalter der Aufklärung 12
3. Humanisten, Historiker und Kulturwissenschaftler in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 16
4. Anthropologen, Ethnologen und volksgeschichtlich orientierte Prähistoriker gegen Ende des 19. Jahrhunderts 23
5. Systematische Prähistorie nach dem ersten Weltkrieg 43
6. 1933–1945: nationalsozialistische „Weltanschauung", Versuche ideologischer Bevormundung 56
7. Der „Fall Merhart": ein Beispiel für Widerstand 65
8. Versuche marxistischer Indoktrination in der DDR bis 1989 77
9. Alte und neue Wege 92
10. Epilog 115
Bibliographie 119
Personennamen 131

Begründendes Vorwort

Das Thema, das ich behandeln will, ist die Geschichte meines Faches vornehmlich seit der Jahrhundertwende. Sie spiegelt die wechselnde geistige und politische Situation dieser Zeit, einerseits die Suche nach nationaler Identität im geschichtlichen Verlauf, andererseits universelles Denken über menschliches Grundverhalten und die Faktoren, die es veränderten. Der Streit um den rechten Weg entbrannte schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als individualisierender Historismus sich mit soziologisch orientierten Theorien in Karl Lamprechts Leipziger Schule auseinanderzusetzen begann; bis heute blieb er aktuell[1]. Aber als politische Parteien entweder die eine oder die andere Richtung programmatisch in unversöhnliche Extreme trieben, verunsicherten sie das traditionelle Wertdenken in so hohem Maße, daß sich die Hoffnung auf eine Restauration alter oder die Geburt neuer Lebensformen auf revolutionäre Bewegungen von konservativer oder sozialistischer Seite zu richten begann. Unser Fach hat bei solchen Diskussionen anfänglich nur als Randfigur gedient, erlangte es doch im akademischen Bereich erst während der zwanziger Jahre Selbständigkeit und Geltung, obgleich Aufgabe, Problematik und Methode spätestens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts definiert und geläufig waren. Aber nach dem ersten Weltkrieg trat bei manchen Archäologen in Deutschland der nationale, völkische Gedanke in den Vordergrund und spornte zu intensivierter Germanenkunde an, vor allem in den Ländern ostwärts der Elbe. Heute beurteilt man die Gelehrten, die diese Richtung vertraten, als Wegbereiter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Das ist genauso irreführend als wenn man behauptete, alle Vorgeschichtsforscher der sowjetischen Besatzungszone und der späteren DDR hätten dort

[1] Zu Lamprecht schon E. Bernheim 1903, 618ff. 659ff.; G. Diesener (Hrsg.), Karl Lamprecht weiterdenken: Universal- und Kulturgeschichte heute. Beitr. z. Universalgesch. u. Vergl. Gesellschaftsforsch. 3 (Leipzig 1993).

die ideologischen Voraussetzungen für die „sozialistische" Diktatur geschaffen, nur weil einige in führender Position den historischen Materialismus als einzig mögliche Methode auch prähistorischer Forschung praktizierten. Wer sich im historischen Denken von Johann Gustav Droysen (1857), Ernst Bernheim (1889) oder Theodor Schieder (1968) einführen ließ, der weiß sehr wohl, daß Fragen und Methoden des Forschers auf diesem sensiblen Gebiet von den geistigen Strömungen der Zeit abhängen, in der er lebt. Nur muß er Grundbegriffe wie Erkenntnis oder Erfahrung, die für die Interpretation der Sachverhalte durch analogischen Vergleich unerläßlich sind[2], korrekt anwenden und sollte darauf verzichten, Sammelbezeichnungen für relevante Denksysteme wie Positivismus, Idealismus u.a.m. als Mittel zu benutzen, gegen diejenigen Verdikte auszusprechen, die solchen Richtungen zu folgen scheinen.

Norwegische Kollegen baten mich vor einigen Jahren, in englischer Sprache über Geschichte und Stand unseres Faches in Deutschland zu berichten[3]. Ich folgte dieser Einladung mit Beden-

---

[2] Zur Definition und Problematik: H. Krings, H.M. Baumgartner u. Chr. Wild (Hrsg.), Handbuch philosophischer Grundbegriffe. Studienausgabe (München 1972) 2, 373ff. (Erfahrung, 397ff. (Erkennen); 3, 779ff. (Kausalität); Positivismus seit A. Comte, Cours de philosophie positive 4 (Paris 1839): Bernheim (Anm. 1) 651ff. 661ff.; Th. Adorno u.a. (Hrsg.), Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (6. Aufl. Neuwied a. Rh. 1978).

[3] Prehistoric Archaeology in Germany: Its History and Current Situation. Norwegian Archaeological Review 25, 1992, 73ff. – Die Kritik, die M. K .H. Eggert vorbringen zu müssen meint (Archäologie heute: Reflexionen 1993. Jahrb. Röm.-German. Zentralmus. 41, 1994 [1996] 3ff.), geht am Inhalt des Beitrages vorbei. Es ging mir keineswegs darum, den Verlauf der Forschung als „geradlinig" bis auf deren heutigen Stand zu schildern, sondern im Gegenteil zu zeigen, wie abhängig er vom Zeitgeist war. Eggert mißversteht ferner einen Vortrag, den Kurt Bittel vor dem „Stifterverband der deutschen Wissenschaft" 1966 gehalten hat („Archäologie heute") und dabei die technisch-naturwissenschaftlichen Verfahren des Faches besonders hervorhob, wie es von seinen daran interessierten Zuhörern erwartet werden durfte. Darin äußere sich, moniert Eggert, ein positivistisches Wissenschaftsverständnis, ein naturwissenschaftlich orientierter Fortschrittsglaube. Das läßt sich wohl nur aus Unkenntnis des Bittel'schen Gesamtwerks erklären. Nicht anders geht er mit den Arbeiten Gero v. Merharts um, von denen er so gut wie nichts gelesen zu haben scheint. Als Figur des „Mythos" (Eggert) gilt er heute nur bei denen, die ihn nicht mehr persönlich kannten. Im Seminar bot Merhart handwerkliches Rüstzeug an, im Kolleg überzeugte seine

ken. Der Umfang war vorgegeben; Kenntnis der Situation nach zwei Weltkriegen und den Folgen durfte ich nicht mehr bei Lesern in Skandinavien und anglophonen Ländern vorausetzen, die dort nach der Mitte unseres Jahrhunderts herangewachsen waren. Sie hatten sich zunehmend der anglo-amerikanischen Kulturanthropologie und auch marxistischen Theorien zugewandt und hielten deshalb unsere archäologische Arbeit, abgeschnitten von jener vermeintlich höheren Entwicklung im Ausland, für konservativ, ja provinziell. Seit etlichen Jahren ist die jüngere Generation auch hierzulande mit den Leistungen der älteren unzufrieden. Man fühlt das Bedürfnis, nicht allein antiquarisches Wissen und handwerkliche Praxis im Studium zu erwerben, sondern ihre Arbeit im Geistesleben der Zeit vernünftig einzuordnen. Das geht aus vielen Äußerungen hervor, die in Fachzeitschriften und Sammelwerken veröffentlicht worden sind[4]. Diese verspätete Reaktion auf die „New Archaeology" in Deutschland hat verschiedene Ursachen. Gymnasialer Unterricht in Geschichte vermittelt offenbar weniger Faktenwissen als ehedem und bevorzugt stattdessen übergreifende Themen, sofern sie für aktuell gehalten werden. Selektive Lehre an den Universitäten bildet ein Spezialistentum heran, das den Blick für die Mannigfaltigkeit historischer Lebensformen und deren Wandelbarkeit verengt. Der Zusammenhang kultureller Merkmale rückt dann gewöhnlich in weite Ferne. In dieser Lage mag es ge-

---

bildhafte Gestaltungskraft. Problembewußt und kritisch eingestellt, bekannte er, wenn Wissenslücken unüberbrückbar schienen, rang sich aber zu konstruktiven Lösungen durch, erlaubte es der Quellenstoff.

[4] Mitt. Anthr. Ges. Wien 121, 1991, 189ff. (W. Angeli); 123/24, 1993/94, 13ff. (ders.); 127, 1997, 21ff. (ders.); 128, 1998, 81ff. (F. G. Fetten); 107ff. (Eggert), 125ff. (U. Veit). – Arch. Inf. 21, 1998 (Aufsätze mehrerer Autoren zum Themenkreis: Interdisziplinarität). – Ethn. Arch. Zeitschr. 34, 1993, 135ff. (Veit), 144ff. (Eggert); 35, 1994, 177ff. (H. Ziegert), 325ff. (R. Wernhart). – Saeculum 41, 1990, 182ff. (Veit); 381ff. (U. Fischer); 42, 1991, 1ff. (Eggert), – Zur Situation in der Bundesrepublik nah dem 2. Weltkrieg einseitig K.J. Narr 1990. – R. Bernbeck, Theorien in der Archäologie. Uni-Taschenb. 1964 (Tübingen u. Basel 1997); Eggert u. Veit 1998. – Wie dringend der Wunsch zu sein scheint, sich über theoretische Grundlagen historischer Arbeit zu unterrichten, zeigen Anfragen und Antworten im Internet (Diskussionsforum arch-de v. 9.–23. 2. 99). Was sich da an Hilflosigkeit ausdrückt, machen auch die genannten Schriften nicht wett. Offensichtlich gibt es große Lücken im universitären Lehrangebot.

rechtfertigt erscheinen, meinen damaligen Beitrag auf mehrfach geäußerten Wunsch noch einmal in deutscher Sprache abzudrukken, allerdings umgeschrieben und erweitert.

Auch dieses Mal erfreute ich mich der Hilfe meiner Kollegen. Beim Gespräch wiesen sie Literatur und Archivalien nach, die ich nicht kannte, berichteten als Zeitzeugen von eigenem Erleben, und einige lasen das Manuskript. Ich danke Franz Fischer (Bonn), Horst Fuhrmann (München), Rolf Hachmann (Saarbrücken), Friedrich Wilhelm v. Hase (Mainz), Werner Krämer (Wiesbaden), Amei Lang (München), Achim Leube (Berlin) und Günter Ulbert (München). Der Fonds zur Förderung der Geisteswissenschaften (Bayerische Akademie der Wissenschaften) finanzierte die elektronische Reinschrift.

Riedering, im Juli 1999 Georg Kossack

1. Anfänge

Solange man im jeweils gegenwärtigen wie im vergangenen Geschehen den Willen göttlicher Allmacht sich nachvollziehen sah, blieben die Motivation der Handelnden und deren Folgen theologischem Werturteil überlassen. Aber als Philosophen sich erkenntnistheoretischen Problemen zuwandten, auf empirische (Locke, Hume) oder transzendentale Weise (Kant), und untersuchten, wie Wahrnehmungen und deren begriffliche Synthese zustande kämen, da gewann der Analogieschluß an Bedeutung. Es gibt tatsächlich keine andere Möglichkeit, einzelne, unmittelbarer Beobachtung zugängliche Fälle (*repraesentatio singularis*) aus ihrer Isoliertheit zu lösen. Aus dem Vergleich mit anderen, bei denen ähnliche Merkmale sichtbar sind, ergeben sich Aussagen konstitutiver Art.

Vergleichende Historiographie läßt sich in Deutschland bis in das Zeitalter der Renaissance, also bis zu den Anfängen humanistischer Bildung zurückverfolgen. Diese geistige Bewegung, in Italien entstanden, ergriff während der Jahrzehnte um 1500 weite Teile des christlichen Abendlandes. Dennoch wirkte sie sich auf die nach politischer Selbständigkeit strebenden Länder schon deshalb auf verschiedene Weise aus, weil der gelehrte Versuch, den mittelalterlichen Reichsgedanken mit der Idee des Imperium Romanum aufs neue zu verknüpfen, den fortschreitenden Zerfall der geistigen Einheit eher beschleunigte als verhindern konnte. Denn „anders als im Norden", schrieb Jacob Burckhardt in seiner Kulturgeschichte der italienischen Renaissance (1860), „wacht das Altertum in Italien wieder auf. Sobald hier die Barbarei aufhört, meldet sich bei dem noch halbantiken Volk die Erkenntnis seiner Vorzeit; es feiert sie und wünscht sie zu reproduzieren. Außerhalb Italiens handelt es sich um eine gelehrte, reflektierte Benutzung einzelner Elemente der Antike, in Italien um eine gelehrte und zugleich populäre Parteinahme für das Altertum überhaupt, weil dieses die Erinnerung an die eigene Größe ist."

Auf die bildende Kunst, die Dichtung und die Leidenschaft, sich mit kostbaren Werken der Antike zu umgeben, trifft das in Italien ganz sicher zu. Festigten doch solche Schaustücke das Selbstverständnis und den Machtanspruch herrschender Familien, der sich aus Reichtum und langer Tradition ergab. Nordwärts der Alpen blieb das Interesse am Altertum zunächst auf das Bildungsbürgertum und auf diejenigen Landesteile begrenzt, die einst römische Provinzen waren (Hans Gummel 1938). Der Augsburger Stadtschreiber Conrad Peutinger (1465–1547) wäre wegen seiner unter Caracalla hergestellten und später redigierten Straßenkarte ebenso zu nennen wie Johannes Aventinus (1477–1534), der die römische Ära in Bayern an Hand bemerkenswerter Bodenfunde wiederauferstehen sah. Sein thüringischer Zeitgenosse Nicolaus Marschalk (1460–1527), von dem die erste in Deutschland gedruckte Sammlung lateinischer Inschriften stammte, sah sich, 1510 an die Rostocker Universität berufen, mit Bodenfunden konfrontiert, die mit römischen Antiken (in Hartmann Schedel's Weltchronik 1493 abgebildet) gar nichts mehr zu tun hatten. Er klassifizierte sie nach äußerem Erscheinungsbild und Inhalt, teilte sie den „Ständen" verschiedener Völker zu, deren Namen er römischer und mittelalterlicher Überlieferung entnahm, und verlängerte mit ihnen die genealogische Linie des angestammten Fürstenhauses. Diese spekulative Betrachtungsweise wich alsbald rationalem Urteil. Der Marbacher „Praeceptor" Simon Studion (1543–1605) sammelte in Südwestdeutschland römische Altertümer, veranlaßte seinen Landesherrn, für sie in Stuttgart ein Museum einzurichten (1583) und deckte 1597 in Benningen erstmals den vicus eines römischen Militärlagers am Neckar auf, nachdem 1582/84 das Theater von Augusta Raurica (Kaiseraugst bei Basel) vermessen und teilweise untersucht worden war.

Aber leidenschaftliche Parteinahme im Sinne Burckhardts für die eigene Vergangenheit entzündete sich in Deutschland erst an der Lektüre der *Germania* des Tacitus (Klaus v. See 1994; Luciano Canfora 1995). 1473 war sie gedruckt erschienen. Die Folgen sind noch heute spürbar. Conrad Celtis (1459–1508) und Beatus Rhenanus kommentierten die kleine Schrift, Thomas Jacob Wimpfeling (1450–1528), Jurist in Schlettstadt, Heinrich Bebel (1472–1518), Tübinger Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, und Ulrich

v. Hutten (1488–1523) priesen das Germanenbild des Tacitus als Wegweiser zum einfachen Leben und zu den Tugenden der eigenen Vorfahren. „Nicht das, was Vergangenheit und Gegenwart trennt", formulierte jüngst v. See, „sondern das, was sie verbindet oder doch wenigstens verbinden soll: nicht die materiellen, sondern die moralischen Werte, nicht Luxus und Wohlstand, sondern die Tugend". Tacitus glaubte, diese edlen Eigenschaften bei den Germanen gefunden zu haben, weil sie *indigenae*, nicht *mixti* durch zugewanderte Fremde gewesen seien. Arminius gebühre, meinte Hutten, *inter patriae libertatis vindices* der erste Platz. Dieses Wertdenken, damals wie im 19. Jahrhundert geladen mit politischer Brisanz, wiederholte sich in Deutschland mehrfach, vor allem wenn wirtschaftliche Krisen und grausame Kriege das ohnehin unsichere Identitätsbewußtsein auszulöschen drohten.

2. Zeitalter der Aufklärung

Die positive Leistung der frühen Humanisten auch für die Altertumskunde bleibt trotzdem unbestreitbar. War man bis dahin von der Unveränderlichkeit der Schöpfung Gottes überzeugt, rückte nun die Geschichtlichkeit des Daseins in den Mittelpunkt historischen Denkens. Die Lektüre antiker Autoren in der Originalsprache und die Berichte über fremdartige Völker in neu entdeckten Kontinenten schärften den Sinn für die Wandelbarkeit der eigenen Existenz. Aber gegen Ende des 17. Jahrhunderts und während des folgenden wuchsen der Geschichtsschreibung neue Aufgaben zu. Sie sollte einerseits die absolutistische Staatsform legitimieren, die damals das Reich in landesherrliche Territorien aufzusplittern begann, und andererseits sich auf die Bedingungen konzentrieren, unter denen die Völker der Erde trotz vieler gemeinsamer Eigenschaften grundverschiedene Lebensformen ausgebildet hatten. „Aufgeklärtes" Denken wies seit Locke beiden Richtungen gangbare Wege, einzelne Tatsachen so zu kombinieren, daß deren wechselseitige Bezüge sowohl die Stetigkeit als auch den Wandel der Kulturen begründen und individuelle Prozesse in begrenzten Räumen von allgemein verbreiteten anthropogenen Konstanten trennen könnten. Gianbattista Vico (1668–1744) und Charles de Montesquieu (1689–1755) hatten solcher synthetischen Betrachtung Sinn verliehen; Edward Gibbon (1737–1797) hat ihr in seinem Meisterwerk „History of the Decline and Fall of the Roman Empire" ein Denkmal gesetzt. Als es darauf ankam, Völker aus fremden Erdteilen verstehen zu lernen, die von abendländischer Zivilisation und Gesittung weit entfernt erschienen oder sich gar noch im „Naturzustand" befanden, wandten die Gelehrten prinzipiell das gleiche Verfahren an. Denn vieles von dem, was Reisende in unbekannten Ländern erlebten, ließ sich dafür nutzen: Der Bericht des österreichischen Diplomaten Siegmund Herberstein (1486–1566) über den Moskauer Staat (als ein Offizier der Sowjetarmee 1945 den Stammsitz des Geschlechts

besetzte, schützte er dessen alte Bibliothek, weil er sich an das berühmte Werk erinnerte); der Besuch des Schleswigers Adam Olearius (1603–1671) in Persien, wo er sich in der Safawidenresidenz Isfahan aufhielt; das schon 1752/53 ins Deutsche übersetzte Buch des Jesuitenpaters Joseph-François Lafitau (1681–1716) über „Mœurs des sauvages ameriquains, comparées aux mœurs des premiers temps", ein Titel, der bereits die zeitliche Dimension vermuten ließ, die der Autor ins Auge faßte; am eindrucksvollsten die prüfenden Betrachtungen eines Georg Forster (1754–1794) über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise von James Cook, den er zusammen mit seinem Vater hatte begleiten können. Mit Recht bezeichnete man ihn später als Begründer vergleichender Völkerkunde, weil er die diversen Fähigkeiten der Ethnien als Möglichkeiten begriff, sich wechselnden Umwelten auf mannigfaltige Weise anzupassen, also individuelle Entscheidungen zu treffen (Wilhelm Mühlmann 1938.1948).

Ethnographischer Vergleich hätte fortan auch zur Kenntnis menschlicher Verhaltensweisen in Zeitaltern beitragen können, über die antike Autoren nichts zu berichten wußten. Aber davon ist bei den wenigen Versuchen, sie an Hand dinglicher Überlieferung aufzuhellen, so gut wie nichts zu spüren. Der Kieler Anatom und Botaniker Johann Daniel Major (1635–1693), Nachbar und Zeitgenosse von Olearius, darf als früher Anhänger aufgeklärten Denkens gelten. „Die Vernunft", dozierte er, „lehre, was sie von den fünf Sinnen gelernt und ist nicht verbunden dem Plato oder Aristoteles und seinem Anhang, dies oder jenes zu bloßem Gefallen zu glauben, eh und bevor sie aus Erfahrung versichert, daß solches mit Natur und sichtbarer Ordnung der Dinge übereinstimmt" (Gummel 1938). Aus seinen Schriften „Kunst- und Naturalienkammern insgemein" (1674) und „Bevölkertes Cimbrien" (1692) geht jedoch denn doch hervor, daß er bei der Interpretation der Bodenfunde, die er wie kein zweiter kannte, auf die Mitteilungen römischer Historiker über die Kimbern nicht verzichten konnte. Er hielt diese für zugewandert, und als er fragte, wer vordem in Jütland wohnte, griff er nach der Sage (Saxo Grammaticus): „Daß Riesen in der Welt vor unseren Zeiten gewesen, bedarf, weil die Sache notorisch, keiner ferneren Untersuchung"; er dachte vermutlich an megalithische Grabanlagen und Grabhügel, die nach

dem Volksglauben nur Riesen hatten errichten können. Kaum ertragreicher fielen die Erzählungen des Holsteiner Pastors Andreas Albert Rhode aus (1682–1724). Schon in seiner Kindheit hatte er Altertümer gesammelt und sie in dem Wochenblatt „Cimbrisch-holsteinische Antiquitäten-Remarques" (1719/20) in Versen beschrieben und abgebildet, den pädagogischen Prinzipien seiner Zeit entsprechend in volkstümlicher Weise, aber nicht nur zu unterhaltsamer Belehrung. Er wollte die kulturellen Leistungen der Vorfahren aus grauer Vorzeit schildern und damit wie einst die Humanisten des Nordens das Identitätsgefühl seiner Leser wecken. Er drückte das als Antithese zur römischen Vergangenheit anderer Teile seines Vaterlandes mit den Worten aus: „De armis Romanorum ... haben verschiedene geschrieben und Erwehnung gethan; weiß aber nicht, daß einer sich daran gemacht und de armis Teutonum et Cimbrorum ex professio und gründlich zu schreiben sich sollte gewaget haben. Kann nicht wissen, woher dieses komme, da doch amor patriae billig praevalieren sollte. Es möchte denn etwa daher kommen, daß unsere alten Cimbern wol fechten, aber nicht schreiben gelernt" (Gummel 1938). Freilich bleibt er dabei sehr viel bescheidener als der schwedische Polyhistor Olof Rudbeck (1630–1702), der gegen Ende seines Lebens in einem sechsbändigen Werk nachzuweisen unternahm, daß seine Heimat, überaus reich an Altertümern und schriftlicher Eigenüberlieferung (Runendenkmäler), die Wiege aller Kultur und nach Jordanes die *officia gentium,* die *vagina nationum* gewesen sei (v. See 1996). Weder Major noch Rudbeck oder Rhode hatten die Quellen ihrer Weisheit ordnen können, also noch keine rechte Vorstellung von der zeitlichen Tiefe des Geschehens. Deshalb wirkt denn profillos, gleichsam auf eine Ebene projiziert, was in Wirklichkeit aus mehreren Zeitaltern stammte und heute verschiedenen Völkern zugeschrieben wird.

Eine durch präzise Beobachtung begründete Entdeckung, die Aufsehen hätte erregen müssen, blieb dagegen unbeachtet. Der Wunsiedler Superintendent Johannes Esper fand in einer Höhle beim oberfränkischen Gailenreuth außer Knochen pleistozäner Tiere Skelettreste eines Menschen (Esper 1774). Er schreibt darüber: „Da die Menschenknochen unter den Tiergerippen gelegen; da sie sich in der und aller Wahrscheinlichkeit ursprünglichen

Schicht gefunden, so mutmaße ich nicht ohne hinreichenden Grund, daß diese menschlichen Glieder auch gleichen Alters mit den übrigen Tierverhärtungen sind." Die Überzeugung von der Unveränderlichkeit der Natur, hier wurde sie erstmals innerhalb Deutschlands archäologisch in Frage gestellt. Der Mensch der Vorzeit lebte in einer Umwelt, die sich von der Espers unterschied. Der französische Biologe Georges Comte de Buffon (1707–1788) hatte sich dieser Einsicht bereits mit Hilfe zahlreicher „Petrefakten" versichert, die er verschiedenen Erdzeitaltern zuordnete. Er ahnte wohl, daß das auch für den Menschen nachzuweisen sei. Aber ein so bibelfester Mann wie Esper mußte mit den Berichten aus dem Alten Testament in Konflikt geraten. Wenn die „Diluvialperiode" der Sintflut entsprach, hatte dann die Arche Noah alle Lebewesen aufnehmen können, die gegenwärtig existieren? Wie waren dann aber die fossilierten zu beurteilen, von denen heute keine Spur mehr vorhanden ist? Obwohl dieses Problem Leibniz schon geläufig war, dauerte es in Deutschland bis 1856, als es von neuem ins Bewußtsein archäologischer Forschung drang. Damals fand der Elberfelder Gymnasiallehrer Johann Carl Fuhlrott (1804–1877) im Neandertal bei Köln in einem Steinbruch fossile Menschenknochen aus „diluvialer" Zeit und bezeichnete sie auch so, obwohl sie nach ihren Baumerkmalen vom heutigen Erscheinungsbild merklich abwichen. Er hatte dabei prinzipiell nichts anderes entdeckt als weiland Esper oder 1839 der Zolldirektor Jacques Boucher de Perthes (1788–1868) im Somme-Tal, auch wenn er nur Artefakte aus „diluvialer" Vorzeit fand. Das Alter des Menschengeschlechts, so mußte man folgern, verlor sich in unvorstellbar langen Zeiträumen; die Bewohner der Erde damals sahen anders aus als die Bevölkerung der Neuzeit und ähnelten in ihrem Sachbesitz Wildbeutern, Jägern und Sammlern im „Naturzustand", wie sie Ethnographen aus fremden Erdteilen beschrieben hatten.

3. Humanisten, Historiker und Kulturwissenschaftler in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Hätten historisch interessierte Gelehrte des 18. bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts solche Entdeckungen zur Kenntnis genommen (Sammlungen prähistorischer Altertümer gab es viele), wären sie eine Hilfe gewesen, das zentrale Thema ihrer Zeit, die Frage nach dem Verhältnis zwischen der Konstanz der menschlichen Natur, ihrer Wandelbarkeit und der Variabilität der Daseinsformen, im Sinne Georg Forsters zu behandeln (Mühlmann 1938). Als Schiller 1789 in seiner berühmten Jenaer Antrittsvorlesung, die Theodor Schieder in diesem Zusammenhang zitiert (1968), den analogischen Vergleich als Mittel einführte, um die Lückenhaftigkeit verfügbarer Quellen zu überbrücken, begründete er ihn noch mit „der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüts, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Altertums ... in den neuesten Zeitläufen wiederkehren; daß also von neuesten Erscheinungen, die im Kreis unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, die sich in geschichtslosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann". Das war wohl noch aufklärerischer Positivismus schlechthin. Aber schon Johann Gottlieb Herder (1744–1803) hatte sich mit seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784/91) vom Vernunftdenken der Zeit ziemlich weit entfernt. In seiner baltischen Heimat mit fremden Lebensformen konfrontiert, begriff er Sitte und Brauch, Lieder und Dichtung, vor allem den Bau der Sprachen als Charakteristika der Völker. Ihr Werdegang hinge keineswegs von einem vernünftigen Plan des ganzen Menschengeschlechtes ab; die Triebfeder des Wandels sei nicht der Fortschritt, der zur Vollkommenheit des Menschen in der Gegenwart führen müsse, und erst recht nicht der Zerfall jener glücklichen Lebensumstände, welche nach Rousseau die Menschheit in ihrem Urzustand kennzeichnen sollte und die zurückgewonnen werden müsse

durch Wiederherstellung der natürlichen Rechtsgleichheit. Stattdessen drücke sich in der Individualität der Völker und in jeder ihrer Entwicklungsstufen etwas organisch Gewachsenes aus; „so verschieden wie die Familien sind auch die Völker, die in dem großen Garten Gottes wie die unzähligen Blumen wachsen und in dem jedes, durch Sprache, Bande des Blutes und der Tradition, durch Sitten und Gebräuche voneinander getrennt, wie ein Baum auf eigener Wurzel wächst". Herder maß demnach volklichen Leistungen tiefere Bedeutung für historisch Gewordenes zu als wiederkehrenden Ereignisfolgen universeller Art. Deren Dynamik wiederum beschrieb später Auguste Comte in seiner „Philosophie positive" (1830/42); er begriff sie als Regulative gesellschaftlichen Lebens. Der hier aufbrechende Gegensatz zwischen einfühlendem Verständnis und rationalem Erklären scheint in Deutschland noch heute unüberbrückbar; Natur-, Sozial- und Kulturwissenschaften gingen fortan eigene Wege.

Die Klassische Altertumskunde fand den ihren schon früh durch die richtungweisende „Geschichte der Kunst des Altertums" von Johann Joachim Winckelmann (1717–1768). Sein epochales Werk verkörperte am reinsten die Grundidee der neuhumanistischen Bewegung. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hatte sie das Bildungsbürgertum ergriffen und im Hellenentum jenes ungestörte Gleichgewicht von Mensch und Natur wiederzufinden geglaubt, das Jean Jacques Rousseau (1712–1778) für verloren hielt. Wie hätte denn das Vernunftprinzip bei rationaler Weltbetrachtung oder die Idee der volklichen Schöpferkraft je für sich allein die drängende Sehnsucht nach Ursprünglichkeit und Identität zu stillen vermocht, wäre sie nicht vom Streben nach geistiger Einheit erfüllt gewesen, für die griechische Gelehrsamkeit und Kunst als Vorbild galten? Ruinenfelder und Grabungen auf antiken Plätzen (in Herculaneum seit 1753) gewährten unmittelbaren Zugang und luden durch bildhafte Anschaulichkeit zu reflektierender Synthese ein (Michaelis 1908). Als dann Karl Otfried Müller (1797–1890) in seinem „Handbuch der Archäologie" (1830) die erste lehrbare Darstellung gab[5], begann dieses Wissensgebiet zu einem selbständi-

[5] Im Nachlaß von Klaus Schwarz (München) fand ich eine Kopie eines älteren, aber bemerkenswerten Werkes: J. Ph. Siebenkees [ehem. Prof. d. Philosophie an der Univ.

gen, kunsthistorisch orientierten Fach zu werden. Es trennte sich im deutschen Sprachraum aus dem einstigen Verbund mit der Klassischen Philologie, die Friedrich August Wolf (1759–1824) mit eigenen Methoden begründet hatte. Karl Lachmann (1793–1854) und Jacob Grimm (1785–1863) übertrugen sie auf die Geschichte der deutschen Sprache, Franz Bopp (1794–1867) nach Sanskritstudien auf die vergleichende Linguistik indo-europäischer Idiome, ohne damit allerdings entsprechende Anstrengungen in der heimischen Archäologie zu motivieren.

Kritische, quellenkundlich begründete Forschung kam in Deutschland im napoleonischen Zeitalter in Gang. Die militärischen und politischen Erfolge des Kaisers stärkten das Gefühl volkstümlicher Zusammengehörigkeit der Besiegten, ließen aber auch neuartige Nationalstaaten entstehen, die ihre Rechtfertigung nicht allein in den Entscheidungen des Gewaltherrschers, sondern auch in ihrer Geschichte finden sollten. An die Stelle naturrechtlich-philosophischer Spekulation über den historischen Ablauf trat die konkrete Überlieferung, die Sammlung und kritische Sichtung der Quellen, der schriftlich fixierten ebenso wie der dinglichen Überreste: 1819 hatte Karl Reichsfrh. vom u. zum Stein die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" gegründet, die mittelalterliche Quellentexte, die „Monumenta Germaniae Historica" edieren und kommentieren sollten. Für die dinglichen Überreste aus schriftloser Vorzeit war in dieser Publikationsserie kein Platz. Sie systematisch zu sammeln, wurde zur vordringlichen Aufgabe altertumskundlich interessierter Autodidakten erklärt, die sich in historischen Vereinen zusammenschlossen und in Lokal- und Landesmuseen ihre archäologischen Zentren fanden. Sie schossen damals wie Pilze aus dem Boden; in Bayern, wo Ludwig I. als König im Studium der Geschichte und Altertumskunde ein Mittel sah, die einzelnen, nach Herkommen und „Volksgeist" grundverschiedenen, seit 1806 in einem Flächenstaat vereinten Stämme zu einem Staatsvolk mit selbständigem Nationalbewußtsein zusammenzuschweißen (Klaus Schwarz 1977); in Württemberg, Baden, Hessen, Thüringen, Sachsen, Schlesien, Pommern,

---

Altdorf], Handbuch der Archaeologie oder Anleitung zur Kenntniss der Kunstwerke des Alterthums und der Geschichte der Kunst der alten Völker (Nürnberg 1799).

Mecklenburg und Niedersachsen. Sie alle vereinigten sich 1852 im Gesamtverein der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, teils um der stark negativ empfundenen regionalen Aufsplitterung der Forschung zu begegnen und Vorhaben durchzusetzen, die über die engen Ländergrenzen hinausgriffen, teils um dem werdenden Gesamtstaat, über dessen Verfassung man in der Frankfurter Paulskirche beriet, diejenigen historischen und archäologischen Quellen an die Hand zu geben, derer er für sein Selbstverständnis bedurfte[6].

So erfolgten in diesen Jahren des nationalen Aufbruchs die ersten systematisch geführten Felduntersuchungen unter wissenschaftlicher Fragestellung wie im Grabhügelfeld beim badischen Sinsheim, wo der Stadtpfarrer Karl Wilhelmi 1827/28 tätig war. Ein paar Jahre später (1834) maß er das Alter der „Reihengräber" an den schon 1653 aus dem Childerichgrab bei Tournai zum Vorschein gekommenen Funden und bestimmte sie als merowingerzeitlich[7]. In Schwerin arbeitete der Historiker Friedrich Lisch (1801/83) an einer relativen Chronologie der ihm anvertrauten Funde der Altertümersammlung, nachdem er in zahlreichen Grabungen die regelhafte Kombination der Stein-, Bronze- und Eisengegenstände beobachtet hatte. Ähnliches leistete der Gymnasialdirektor Johann Friedrich Danneil in Salzwedel (1783/1868); 1836 faßte er seine Erfahrungen in einem „Generalbericht" zusammen. Hier findet man bereits Grabform und Grabausstattung miteinander korreliert und in eine zeitliche Ordnung gebracht. Daneben entstanden in anderen deutschen Landschaften erste Inventare der noch sichtbaren Geländedenkmäler und der musealen Schätze, in Bayern (Johann Ritter v. Raiser 1820/34), in Hanno-

[6] Zur Initiative des Historikers A. L. J. Michelsen, Nachfolger Dahlmanns in Kiel, ein „Central Antiquarium für Deutschland" zu gründen (Germanistenversammlung Frankfurt a. M. 1846), vgl. Th. Bieder, Geschichte der Germanenforschung 2 (Berlin u. Leipzig 1920) 114; Gummel 1938, 135 f. u. Kossack 1966, 56. Nur dadurch, meinte Michelsen, daß man die Altertümer der einzelnen Länder für ganz Deutschland zusammenfasse, würden „die Alterthumsforscher mit dem Grabscheit sich bei den Historikern und Urkundensammlern mit der Feder in Respekt setzen können" (von Friedrich Lisch verlesen).

[7] E. Wahle, Karl Wilhelmi (1785 [1786] bis 1857) als Begründer der Altertumsforschung in Süddeutschland. Neue Heidelbg. Jahrb. N. F. 1933, 1 ff.

ver (Johann Karl Wächter 1841 und Carl Frh. v. Estorff 1846), in Brandenburg (Leopold v. Ledebur 1838), in Hessen (Johann Schaum 1819) und in Schlesien, wo Johann Gustav Büsching (1783/1829) als Professor für „geschichtliche Hilfswissenschaften und Alterthümer" an der Universität Breslau wirkte, also den ersten Lehrstuhl unseres Faches in Deutschland überhaupt einnahm (1822). Sein „Abriß der deutschen Alterthumskunde" (1824) blieb freilich mehr Programm als eine Kodifikation des Wissens seiner Zeit: Die Altertümer würfen mehr Licht auf die heidnische Vorzeit als die schriftlichen Nachrichten. Es sollte mit den dinglichen Überresten möglich sein, die Hauptstämme, Deutsche und Slawen, voneinander zu unterscheiden und ihren Werdegang nachzuzeichnen, ehe sie in das volle Licht der Geschichte traten.

Gemessen an den Leistungen Wilhelmis, Lischs und Danneils mußte der „Abriß" Büschings enttäuschen. Es fehlte noch immer eine chronologische Ordnung des Fundstoffs, so daß die Quellen, die er für die Urgeschichte deutscher Stämme nutzen wollte, in ihrer Aussage verschwommen und verwirrend wirken mußten. Das traf auch auf das 1836 erschienene „Handbuch des germanischen Alterthumskunde" des Dresdner Bibliothekars Gustav Klemm zu, welches das Leben der Deutschen seit Julius Caesar zu beschreiben unternahm, ohne freilich das zeitgenössische Material von älterem oder wesentlich jüngerem trennen zu können. Wie es bei solchen auf das breitere Publikum berechneten Werken zu gehen pflegt, sie werden von Außenstehenden ernst genommen und von kritischen Geistern verworfen. Das war auch damals so. Die an klassischen Texten geschulte diplomatische Kritik, die auch die Überlieferung aus dem Mittelalter sichern half, sie konnte mit den Werken Büschings und Klemms nichts anfangen. Übergeordnete, methodisch abgesicherte Aspekte, die imstande gewesen wären, die archäologischen Quellen an die schriftliche Überlieferung anzuschließen, blieben vereinzelt; und die wenigen Archäologen, die sie auszudrücken imstande waren, blieben ohne tiefere Wirksamkeit. Die deutsche Geschichtswissenschaft, vertreten durch Friedrich Christoph Dahlmann und Gustav Droysen, dachte infolgedessen nicht daran, die Monumente aus der Vorzeit ihres Vaterlandes, die sie durchaus als Quellen anerkannten, in ihre Forschungen aufzunehmen. Den Grund für diese unerfreuliche Lage der

heimischen Altertumsforschung sah man in der territorialen Zersplitterung. Um sie zu überwinden, gründete der Gesamtverein auf einer Generalversammlung 1852 das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz, als dessen ersten Direktor man den Kunstmaler und Konservator des Mainzer Altertumsvereins Ludwig Lindenschmit gewann (1809/93; 1862 von der Universität Basel zum Dr. h.c. promoviert)[8]. Da er 1848 ein bedeutendes Werk über „Das germanischen Todtenlager bei Selzen" herausgegeben und dieses rheinhessische Reihengräberfeld nach Wilhelmis vergleichender Methode überzeugend in die Merowingerzeit datiert hatte, schien er den Historikern der geeignete Mann zu sein. Er hielt auch, was er versprach; seit 1864 gab er in Parallele zu den „Monumenta Germaniae Historica" die „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" heraus; sein Gesamtwerk krönte er 1880 mit einem „Handbuch der deutschen Alterthumskunde", das allerdings nur bis zum ersten Band gedieh, den er den Altertümern der Merowingerzeit gewidmet hat.

Für die geringe Wertschätzung, welche die Geschichtsforschung damals der heimischen Archäologie beimaß, gab es noch andere Gründe. Die Historiker erwarteten von der Altertumskunde eine Rekonstruktion derjenigen Vorgänge, die sich vor dem Beginn schriftlicher Überlieferung bei den Völkern und Stämmen abspielte, die an der Bildung der deutschen Nation beteiligt waren, bei den Germanen, den Kelten und den Slawen. Es sollte eine Volksgeschichte in schriftloser Zeit sein, die man von der heimischen Archäologie verlangte. Sie konnte dies nicht leisten, weil ihr die Mittel dazu fehlten. Weder gab es eine anerkannte Chronologie, noch ließ sich sagen, wie sich ethnische Einheiten archäologisch umschreiben ließen. Wo man von germanischen, keltischen oder slawischen Altertümern sprach, hatte die dingliche Überlieferung nur illustrativen Charakter. Man wußte zwar von Herder, daß zur Definition eines Volkes ein geschlossenes Landgebiet mit übereinstimmenden Sitten und Gebräuchen gehöre und ging auch tatsächlich von denjenigen Landschaften aus, für die man aus den antiken Nachrichten Volks- und Stammesnamen hatte. Weil jedoch der Fundstoff aus Mangel an zeitlichen Gliederungsmöglichkeiten

[8] Ausführlich K. Böhner 1978; W. Krämer 1978.

gleichsam in eine zeitliche Ebene projiziert werden mußte, warf man die Zeugnisse mehrerer Kulturperioden durcheinander und wußte mit so uneinheitlichem Quellenstoff nichts rechtes anzufangen. Das „Modefieber altertümlicher Forschungen lag in sichtbar abnehmender Krisis", wie man 1834 ironisierend bemerkte. Als der Gesamtverein 1855 in Ulm tagte und man für das in ruinösem Zustand befindliche Ulmer Münster wenigstens moralische Hilfe für den Wiederaufbau leisten wollte, gewährte man sie auf Kosten der heimischen Altertumskunde: Kümmere man sich nicht um die Wiederherstellung, müsse man aus dem Publikum hören, die gelehrten Herren beschrieben zwar Heidenschädel und zerbrochene Töpfe, aber ein Prachtdenkmal, zu Ehren Gottes errichtet, ließen sie zerfallen (Gummel 1938).

4. Anthropologen, Ethnologen und volksgeschichtlich orientierte Prähistoriker gegen Ende des 19. Jahrhunderts

Daß die heimische Archäologie in ihren ersten Anfängen stekken blieb, hatte aber noch einen anderen Grund. Es waren die revolutionierenden Einsichten der beginnenden anthropologischen Forschung, die naturwissenschaftlich-empirisch gewonnen wurden, das philosophische Lehrgebäude der Aufklärungszeit zu erschüttern begannen, dem Studium der sozialen Systeme der frühen Menschheit neue Impulse gaben und die Urzeit des Menschen auf dem Umweg über die Naturvölker in diesen Forschungszweig mit einbezogen. In je größere zeitliche Tiefen die Archäologen ausgriffen, um so mehr löste sich die Beziehung der heimischen Altertumskunde zur Landesgeschichte, die anfänglich ihr Nährboden gewesen war. Fuhlrotts Forschungen im Neandertal blieben in Deutschland zunächst zwar ohne Anerkennung, doch beobachtete man sehr genau, was sich auf diesem Gebiet in Frankreich tat, wo die Erfolge eines Boucher de Perthes, eines Edouard Lartet und eines Gabriel de Mortillet zur Erörterung zwangen. Man ahnte nun, daß sich die Anfänge des Menschengeschlechtes bis weit in die geologische Vergangenheit zurückverfolgen ließen und der Mensch infolgedessen Zeuge geologischer Umwälzungen gewesen war. Das ging auch aus den Entdeckungen des Dänen Jens Jacob Worsaæ hervor, der in Nordjütland 1848 große Haufen von Muscheln und anderen Schalentieren des Meeres entfernt vom Strand auf höherer Lage als der heutige Meeresspiegel zusammen mit Steingerät, Keramik und Tierknochen gefunden hatte (Landhebung). Umweltveränderungen während der Anwesenheit des Menschen vermuteten auch Mitglieder der 1832 gegründeten Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, als sie an den Seeufern der Westschweiz zwischen ausgedehntem Pfahlwerk eine Unmenge prähistorischer Funde sammelten, die ihnen Einblicke in den Alltag der Vorzeit gewährten. Man lernte Siedelplätze kennen, in denen jede Spur von Metall fehlte, andere mit Bronzegegen-

ständen in großer Zahl, woraus sich eine zeitliche Folge von selbst ergab. Sie hielten die Wohnplätze für ehemalige Landsiedlungen, die durch ansteigenden Seespiegel unter Wasser gesetzt worden seien. Anderer Auffassung war der Präsident der Gesellschaft, Ferdinand Keller (1800/81), der 1854 den ersten „Pfahlbaubericht" vorlegte: „Aus einer Reihe von Entdeckungen ist die Tatsache hervorgegangen, daß in frühester Vorzeit Gruppen von Familien höchstwahrscheinlich keltischer Abstammung, die sich von Fischfang und Jagd nährten, aber auch des Feldbaus nicht ganz unkundig waren, am Rande der schweizerischen Seen Hütten bewohnten, die sie nicht auf trockenem Boden, sondern an seichten Uferstellen auf Pfahlwerk errichtet hatten"[9]. Der Wasserspiegel sei in früheren Jahrhunderten der gleiche gewesen wie zu seiner Zeit. Keller berief sich bei der Rekonstruktion auf ähnliche Wohnanlagen in Neuguinea. Ein paar Jahre später hatte er noch einmal Gelegenheit, am Nordende des Neuenburger Sees, am Platz La Tène, ähnliche Beobachtungen zu machen. Er fand dort bei einer Flußkorrektur 1858 außer Palisaden, Brückenresten und Teilen von Blockhütten eine Anzahl Geräte und Waffen aus Holz, Bronze und Eisen. Da Frauenschmuck und weibliches Trachtzubehör fehlte, erklärte er den Fundplatz für einen militärisch besetzten Stapelplatz für Waren oder für eine Zollstation[10].

Die Forschungen Kellers hatten die wissenschaftlich interessierte Öffentlichkeit zur Nachdenklichkeit herausgefordert. Sie fand das Dreiperiodensystem von Christian Jürgensen Thomsen (1788–1865) in Dänemark, Lisch und Danneil zwar bestätigt und auch

[9] St. Martin-Kilcher, Ferdinand Keller und die Entdeckung der Pfahlbauten. Arch. d. Schweiz. Mitteilungsbl. Schweiz. Ges. f. Ur- u. Frühgeschichte 2, 1979 (Sondernr.: 125 Jahre Pfahlbauforschung) 3ff.; Chr. Kaufmann, Völkerkundliche Anregungen zur Interpretation der Pfahlbaufunde. Ebd. 12ff. – Wie sehr Kellers Entdeckungen selbst einen Historiker vom Range Jacob Burckhardts beschäftigten, geht aus dessen Aufzeichnungen zu Vorlesungen und Vorträgen 1868/70 hervor („Weltgeschichtliche Betrachtungen"), zitiert bei Ernst Wahle 1974.

[10] P. Vouga, La Tène. Monographie de la station (Leipzig 1923); zur Interpretation: S. Müller, Nordische Altertumskunde 2 (Strassburg 1898) 26f. 145f.; F. Müller, Der Massenfund von der Tiefenau bei Bern. Zur Deutung latènezeitlicher Sammelfunde mit Waffen. Antiqua. Veröff. Schweiz. Ges. f. Ur- u. Frühgesch. 20 (Basel 1990).

den Alltag des urgeschichtlichen Menschen durch eine Fülle mannigfaltiger Funde glänzend illustriert, fragte sich jedoch betroffen, um welche Bevölkerung es sich bei den Bewohnern der Seeufersiedlungen gehandelt haben könne; die schriftliche Überlieferung gab keine Antwort mehr darauf. Nicht anders ging es bei den Grabungen des Bergrats Georg Ramsauer auf dem Hallstätter Salzberg (seit 1846), deren Ergebnisse Eduard v. Sacken 1868 veröffentlichte[11]. Diese Publikation ist die erste scharfsinnige Analyse eines prähistorischen Gräberfeldes überhaupt. Er klärte die Zeitstellung auf, indem er die Grabbeigaben mit Funden aus der Schweiz (Latène) und aus Italien verglich (Marzabotto seit 1864), er beschäftigte sich mit der sozialen Gliederung der Bevölkerung und fragte nach deren Herkunft.

Die großen Entdeckungen der Franzosen, Dänen, Schweizer, Österreicher und Italiener (Gozzadinis Forschungen in Villanova, Bologna und Marzabotto; Pigorinis in den Terramaren) brachten die Gelehrten zu einem ständigen internationalen Kongreß mit wechselnden Tagungsorten zusammen, wo die neuen Funde erörtert und Erfahrungen ausgetauscht wurden (Congrès International d'Anthropologie et d'Archéologie préhistorique). Er tagte 1866 zum ersten Mal in Neufchâtel gleichzeitig mit der schweizerischen Naturforscherversammlung, und aus einer Spezialrichtung historisch orientierter Naturwissenschaften ist der Kongreß auch hervorgegangen. In Deutschland oder Österreich hat er nie getagt. Aber es ist bezeichnend, daß der Berliner Pathologe Rudolf Virchow (1821–1902) 1869 auf der „Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte" in Innsbruck zur Gründung einer „Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" aufrief, deren Berliner Stammverein im selben Jahr entstand und die mit drei zentral redigierten Fachzeitschriften ausgestattet wurde: die „Zeitschrift für Ethnologie" mit den „Nachrichten über deutsche Altertumsfunde", das „Archiv für Anthropologie" und ein „Korrespondenzblatt", das jährlich über die Ergebnisse der Tagungen berichtete. Als die Gesellschaft 1894 ihr 25-jähriges Bestehen wieder in Innsbruck

[11] Sacken, E. Frh. v., Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich und dessen Alterthümer (Wien 1868).

feierte[12], bezog sich Virchow in seiner Eröffnungsrede ausdrücklich auf den Congrès International: „Von den internationalen Kongressen ist jene große Revolution der Anschauungen hinausgetragen worden, welche seitdem die ganze Welt erobert haben. Sie basierten auf ein paar großen, die Wissenschaften bis in ihren Grund erschütternden tatsächlichen Beobachtungen. Sie betreffen das Alter des Menschen und seine Stellung in der Entwicklungsgeschichte der Erde überhaupt". Die Forschungen Boucher de Perthes' und Lartet's hätten das Dogma in Frage gestellt, nach dem der Mensch erst entstanden sei, als die Welt ihre gegenwärtige Gestalt angenommen hatte. Damit hinge zweitens die Frage nach der physischen Entwicklung des Menschen zusammen. Daß er vom Affen abstamme, dafür gäbe es gar keine Belege. Man müsse sich an das halten, was wirklich vorhanden sei, die Rasse und die Erblichkeit der Merkmale. Doch wie es zur Umbildung der Primaten zur menschlichen Rasse gekommen sei, entziehe sich der Forschung. „Wir treffen alle möglichen Arten von Umbildungen schon in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Körpers. Aber daß eine solche Umbildung von Art zu Art führt, ist etwas, was bis jetzt nicht beobachtet worden ist. Im Augenblick hat es noch niemand gesehen". Die Anthropologie mustere Stamm für Stamm, um festzustellen, ob vielleicht ein Anhalt für die Transformation vorläge. „Aus welchem Stamm ist der zu untersuchende transformiert?". Der Stamm wurde damals also auch von Virchow als natürliche Lebensgemeinschaft aufgefaßt. Wie der Ethnograph sie im naturvölkischen Bereich abzugrenzen und in ihrer Geschichte zu untersuchen habe, so müsse der Prähistoriker die Stammeseinheiten für die Zeit vor der beglaubigen Geschichte wiedergewinnen und zum Objekt seiner Untersuchungen machen. Er müsse sich fragen, wie der Mensch gewesen sei, bevor etwas über ihn geschrieben wurde. Deshalb sei es wichtig, die zeitliche

[12] Virchow 1894. Die Eröffnungsrede faßte aus eigenem Erleben die Etappen im Werdegang und die umwälzenden Entdeckungen der „anthropologischen Ära" des Gesamtfaches meisterhaft zusammen. Die Begeisterung, mit der Virchow vortrug und die für ihn noch in hohem Alter charakteristisch war, teilt sich auch dem heutigen Leser mit und läßt allzu leicht vergessen, daß es damals nur wenige beobachtbare Sachverhalte gewesen sind, deren Zusammenhang er sah und zu einem System erhob, das die Anschauungen der Gelehrten revolutionieren sollte.

Aufeinanderfolge der prähistorischen Lebensgemeinschaften festzustellen und sie räumlich zu gliedern. Die Forschungen in den schweizerischen Pfahlbausiedlungen hätten zu ganz neuartigen Einsichten geführt. „Als man fragte, woher sind sie gekommen, welchem Volke gehören sie an, da ergab sich, daß keine Möglichkeit vorhanden war, sie mit einem historischen Volk in Zusammenhang zu bringen, da kam man an dem Grenzpunkte an, wo die überlieferte Geschichte unzureichend wurde. Man mußte hinweggehen über die Geschichte, und so entstand die ‚Prähistorie'".

Die Impulse, die Virchow den Autodidakten seiner Zeit in seiner Begeisterungsfähigkeit und mit kritischem Sinn zu geben vermochte, sie blieben nicht ohne Erfolg. Heimische Archäologie spielte sich in den kommenden Jahrzehnten bis hin zu Virchows Tod im wesentlichen in der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft und ihren Zweigvereinen ab, so auch in Österreich, wo die „Wiener Anthropologische Gesellschaft" 1870 entstand, deren „Mitteilungen" auch das Fachorgan für Urgeschichte waren. Matthäus Much (1832–1909), der Vater des Germanisten Rudolf Much, hat die „Mitteilungen" maßgeblich beeinflußt[13]. Er hatte sich, von Haus aus Jurist, beruflich Fabrikant, einen Namen in der Bergbauforschung gemacht (Mitterberg bei Bischofshofen) und hatte außerdem ein viel beachtetes Buch über die europäische Kupferzeit (1886) verfaßt. Bemerkenswert waren schließlich seine Arbeiten über die Uferrandsiedlungen oberösterreichischer Seen (Mondsee), weil sie die Pfahlbauforschung der Schweiz und Oberitaliens (Terramare) glücklich ergänzten. Die Urgeschichte des Menschen war auch innerhalb der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Prähistorische Kommission) und im staatlichen Museumswesen den naturhistorischen Disziplinen zugeordnet. 1876 erhielten sie einen selbständigen Museumsbau, dessen urgeschichtliche Abteilung Josef Szombathy (1853–1943) geleitet hat[14]. Er hat die Sammlungen durch eigene Grabungen innerhalb der Monarchie erheblich erweitert und viele bis heute mustergültige Fundberichte veröffentlicht, die vom Paläolithikum (Willendorf) bis zur Latèneperiode reichten (Idria di Bača).

---

[13] Nachruf von Hubert Schmidt in: Praehist. Zeitschr. 1, 1909, 430ff.

[14] Nachruf von O. Menghin in: Nachrichtenbl. f. Dt. Vorzt. 19, 1943, 65f.

Seit 1885 wirkte an derselben Forschungsstätte der etwa gleichalte Klassische Archäologe Moritz Hoernes (1852–1917)[15]. Er ging dann zur Universität, habilitierte sich und wurde 1911 zum ersten Lehrstuhlinhaber unseres Faches ernannt. Hoernes ist es zu verdanken, daß es Selbständigkeit im Kreis der Wissenschaften erhielt; er machte zudem die Systematisierung des Wissens darstell- und lehrbar.

Die Anfänge des umfangreichen literarischen Werkes von Hoernes steckten noch ganz in der anthropologischen Ära. 1891 erschien aus seiner Feder eine zusammenfassende „Urgeschichte des Menschen", der er 1909 eine zweibändige „Natur- und Urgeschichte des Menschen" folgen ließ. Es war dies ein Buch, das im Gegensatz zum Standardwerk der Zeit, das der Münchner Anthropologe Johannes Ranke 1886 verfaßt hatte, schon vom modernen ethnologischen Denken geprägt war, das Edward B. Tylor, John Lubbock und Lewis H. Morgan unter sozialgeschichtlichem Aspekt entwickelt hatten. Morgans „Ancient Society" hatte Karl Kautsky 1891 ins Deutsche übersetzen lassen und damit eine Lawine in den Anschauungen der Gesellschaftswissenschaften ausgelöst, die auch heute noch wirksam scheint. Es ging Hoernes um den Beitrag der Archäologie zu einer Urgeschichte der Kultur, welche seine Zeitgenossen vornehmlich durch ethnographischen Vergleich periodisieren zu können hofften. Folglich setzte er sich kritisch mit den drängenden Problemen seiner Epoche auseinander, er wollte einen positiven Beitrag zu deren Lösung liefern. Im Grunde ließ sich Hoernes bereits in seiner „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa" (1898) von dem Gedanken leiten, daß die Verhältnisse bei den heutigen Naturvölkern eine historische Rekonstruktion nur sehr bedingt zuließen, weil man sie keineswegs als urtümlich, sondern als in primären Zuständen gealtert und verarmt bezeichnen müsse. Dagegen erlaubten die archäologischen Befunde eine solche Historisierung schon deshalb, weil man sie zeitlich ordnen könne. Die vorgeschichtliche Menschheit sei aus der Primitivität herausgewachsen und hätte jenen Kulturgrad erreicht, der den anderen versagt geblieben sei. Man sieht, Hoernes begann, sich in die geistige Auseinandersetzung, die auch heute

[15] Nachruf von O. Menghin in: Wiener Praehist. Zeitschr. 4, 1917, 1 ff.

noch kein Ende gefunden hat, einzuschalten und statt bloßer philosophischer oder gar ideologischer Erwägung die Archive der Vergangenheit selbst nach der physischen und geistigen Entwicklung des Menschen zu befragen. Schon bald nach der Habilitation sandte er Virchow einen noch heute lesenswerten Aufsatz über die Grundlinien einer Systematik der prähistorischen Archäologie ein, der dann auch als wichtiger methodologischer Beitrag in der Zeitschrift für Ethnologie erschien (25,1893). Den Menschen in schriftloser Vergangenheit hielt Hoernes zuallererst für ein Geschöpf der Natur. Aber über die biologisch gesteuerten Verhaltensweisen hinaus interessierte ihn, welche Rolle Erfindung, Nachahmung und Umbildung, Überlieferung und Ausbreitung der Kulturgüter im Werdeprozeß ethnisch begrenzter Eigenarten spielen mußten oder konnten. Dieser systematische Teil seiner Lehre sollte von einer „typologischen" Darstellung begleitet werden; diese hatte die Geschichte der überlieferten Sachformen zu schildern und zu einer Charakterisierung der einzelnen Kulturperioden überzuleiten, angefangen beim Jäger- und Sammlertum während der Altsteinzeit bis hin zum Beginn schriftführender Hochkulturen. Sie waren in zeitlicher und räumlicher Folge entstanden und hatten sich vom Vorderen Orient über Griechenland und Italien bis in die nördlichen Randzonen der Mittelmeerländer ausgebreitet. Erst seit dieser Zeit, fährt Hoernes fort, seien für etliche schriftlose Kulturareale Völkernamen überliefert. In Kenntnis dieser Namen sei nun auch die Archäologie in der Lage, zur Geschichte der europäischen Völker positive Beiträge zu liefern.

Sie beschränkten sich zunächst allerdings auf die unerläßliche Ordnung des damals bereits überaus reichen Fundstoffes, den man vor allem aus Gräbern verschiedener Zeitalter ergraben hatte. Für die vorrömische Eisen- und römische Kaiserzeit Mitteleuropas nahm sich dieser unerläßlichen Aufgabe der Königsberger Bibliothekar und spätere Direktor des Prussia-Museums Otto Tischler an (1843–1891)[16]. Er kannte die einschlägigen Arbeiten seiner skandinavischen Kollegen Hans Hildebrand, Oscar Montelius und Ingvald Undset, deren Resultate durch die rege Übersetzertätigkeit der Kieler Museumsdirektorin Johanna Mestorf (1829–1909, der

[16] Kurzbiographie von F. Koldewey in: Allg. Dt. Biogr. 38, 374ff.

ersten Frau in Deutschland, die 1899 mit dem Professorentitel geehrt wurde) sich auszuwirken begannen, selbstverständlich auch die Ergebnisse der Grabungen, die Ramsauer in Hallstatt, Keller in La Tène und Napoleon III. in den von Caesar belagerten Oppiden von Alesia und Bibracte veranstaltet hatten[17]. So entwarf denn Tischler eine archäologische Stufenfolge, die den Kulturwandel von der Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. Geb. bis in die Völkerwanderungszeit etappenweise sichtbar werden ließ. Die Grundgliederung des Geschehens hat bis heute Bestand, auch wenn sie mittlerweile differenzierter ausgearbeitet worden ist. Damit begonnen zu haben, ist unbestreitbar das Verdienst des Berliners Paul Reinecke (1872–1958)[18]. Er hatte in München Klassische Archäologie bei Adolf Furtwängler gehört und wurde als Anthropologe durch Johannes Ranke promoviert. Schon als Student trat er zu Virchow in Kontakt, der in ihn die schönsten Hoffnungen setzte. Reinecke, bis 1908 als Assistent im Mainzer Römisch-Germanischen Zentralmuseum tätig, schrieb hier für das Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft und in der Zeitschrift für Ethnologie die ersten wichtigen Aufsätze zur metallzeitlichen Chronologie Süddeutschlands und beschäftigte sich mit skythischen Altertümern aus Sibirien bis nach Mitteleuropa, mit slawischen Denkmälergruppen ebenso wie mit der Grundgliederung des mitteleuropäischen Neolithikums, für dessen älteste kulturelle Ausdrucksform er die Bandkeramik hielt. Als er 1908 nach München zurückging, um die damals neu eingerichtete Bodendenkmalpflege in Bayern zu übernehmen, tat er es auch, um sich mit den Resultaten auseinanderzusetzen, die Julius Naue (1832–1907), als Historienmaler Schüler von Moritz v. Schwind Autodidakt, im Verlauf der Jahre durch die freilich laienhafte Un-

[17] Vgl. F. W. v. Hase, Ludwig Lindenschmit et Napoléon in: Un chapitre précon de la coopération archéologique franco-allemande. In: Aspects de l'archéologie française au XX^e siècle. Montbrison 1999, im Druck.

[18] P. Reinecke, Mainzer Aufsätze zur Chronologie der Bronze- und Eisenzeit. Nachdrucke aus: Alt.. unserer heidn. Vorzt. 5 (1911) u. Festschr. d. Röm.-Germ. Zentralmus. (1902). – Zu Persönlichkeit und Werk: F. Wagner, Paul Reinecke zum Gedächtnis. Bayer. Vorgeschichtsbl. 23, 1958, I–VIII; ders., Bibliographie Paul Reinecke 1896–1942. 31. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1941 (1942) 139ff. Eine Gesamtwürdigung steht noch immer aus.

tersuchung zahlreicher Grabhügel in Süd- und Nordostbayern erreicht zu haben schien[19]. Sie betrafen vor allem bronze- und hallstattzeitliche Nekropolen, aus denen er umfangreichen Fundstoff in die Münchner Museen und an das Berliner Völkerkundemuseum geliefert hatte. Sie bildeten den Grundstock für Reineckes Feinchronologie der frühen Metallzeiten Süddeutschlands, die er nicht mit Hilfe der typologischen Methode, wie sie O. Montelius definiert hatte, sondern durch Kontrastuntersuchung der Typenvergesellschaftung in geschlossenen Grabinventaren zu gewinnen hoffte.

Neben chronologischen Untersuchungen ging es Virchow und seinem Forscherkreis um eine Wiedergewinnung ethnischer Einheiten, um deren inhaltliche Diagnose, um deren räumliche Fixierung und deren Wandel im Verlauf der Kulturperioden. Schon 1880 stellte Virchow sein methodisches Vorgehen am Beispiel der Slawen ausführlich dar. Es käme zunächst darauf an, festzustellen, „welche Überreste man an denjenigen Orten findet, wo die Slawen historisch nachweisbar ansehnliche Niederlassungen" gehabt haben[20]. „Wir besitzen eine Menge solcher Angaben, wonach längs der Ostseeküste, namentlich auf Rügen, in Pommern und Mecklenburg häufige kriegerische Zusammenstöße der Bevölkerung mit den Dänen stattgefunden haben. Da ist also ein ganz bestimmter Anhalt zu gewinnen. Sodann gibt es eine andere Reihe von wichtigen Plätzen dieser Art, wo ein Zusammenstoß mit den Deutschen stattfand." Virchow grub auf Arkona (Rügen) und in Wollin und fand kennzeichnende Tonware, die er in die Zeit zwischen dem 6. und 12. Jahrhundert datierte. Er fragte dann, wie weit sich dieses Material räumlich verfolgen ließe: „Wir treffen dasselbe unzweifelhaft soweit, wie die westslawischen Stammessitze reichen. Ich halte es also für einen ganz unzweifelhaften, über alle Anfechtungen erhabenen Satz, daß dies slawisches Gerät war." Im Grunde folgte Virchow dem Vorgehen Napoleons III., der die gallischen Oppida, welche Caesar nannte, topographisch fixieren

[19] J. Heierli, Prof. Dr. Julius Naue: 1832–1907. Prähist. Bl. 19, 1907, 17ff.

[20] Virchow 1880; zur ethnischen Deutung: Gummel 1938, 276ff. – Zur Persönlichkeit und Werk: ders. ebd. 209ff.; Chr. Andree, Rudolf Virchow als Prähistoriker 1.2 [Briefe] (Köln, Wien 1976).

ließ, sicherte aber sein Verfahren noch durch eine systematische Sammlung typischer Gegenstandsformen und deren geographische Verteilung ab. Das war ein neuer Gedanke, den er durch eine „Typenkartenkommission der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft" in ganz Deutschland durchführen zu lassen schon 1871 aufgefordert hatte. Nach vielen Schwierigkeiten sind dann die ersten Berichte, zunächst zwei nach seinem Tode, 1904 und 1913, erschienen; sie stammten von dem Danziger Arzt Abraham Lissauer (1832–1908) und dem Nachfolger Lisch's am Schweriner Museum, Robert Beltz (1854–1942).

Der Grundgedanke, aus der Verbreitung typischer Formen des Sachbesitzes auf verkehrsgeographisch begründbare Räume und infolgedessen auf Territorien zu schließen, die ethnisch einheitliche Bevölkerungsgruppen bewohnten, geht auf Überlegungen der Anthropogeographie zurück. Carl Ritter (1779–1859) und Friedrich Ratzel (1844–1904) hatten dieses Wissensgebiet zu einer selbständigen Disziplin gemacht, wobei Ratzel an die philosophischen Systeme von Montesquieu und Herder anknüpfte und vornehmlich aus ethnographischen Quellen schöpfte. Die Menschen, lehrte er, seien keine beliebig manipulierbare Größe im historischen Prozeß, sie unterschieden sich nach biologischen Merkmalen wie nach ihren kulturellen Einrichtungen. Deshalb dürfe man von raumbezogenen Kulturgruppen sprechen. Aus anthropologischen Merkmalen und ethnographisch beschreibbaren Besitztümern ließen sich die Beziehungen zwischen den Völkern rekonstruieren. Außer den sprachlichen Eigentümlichkeiten müsse vor allem der Verbreitung der Gegenstände Bedeutung zugemessen werden, „weil die Gegenstände den Stempel des Volkes tragen, das sie verfertigte. Wir erkennen an ihnen, wo immer sie auftreten mögen, das Volk, von dem sie ausgehen" (1891). Deshalb spiegele sich in ihrer geographischen Verbreitung der Verbreitungskreis des Volkes oder dessen Verkehrsraum wider. Je enger das Objekt mit denjenigen zusammenhinge, die es verwendeten, desto sicherer setze ihre Übertragung in andere Kulturkreise Völkervermengung und -mischung voraus. Diese Gedanken waren bei den Kontakten der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte im „anthropologischen Zeitalter" des Faches in Deutschland gemeinsame Überzeugung aller Forscher. Für die prähistorische Archäologie sie prä-

zise formuliert zu haben, war das Verdienst eines Germanisten, Gustaf Kossina (1858–1931)[21]. Wenn zum Begriff „Volk" seit Herder ein abgeschlossenes, mehr oder weniger dicht besiedeltes Landgebiet von annähernd einheitlicher Kultur und Sprache gehörte, müßten, folgerte Kossinna 1895, in den „archäologischen Kulturprovinzen" Völker- oder Stammesgebiete stecken. Später erhob er diese Hypothese zum Lehrsatz: „Scharf sich herausheben-de, geschlossene archäologische Kulturprovinzen fallen unbedingt mit bestimmten Völker- und Stammesgebieten zusammen".

Bevor auf die sachlichen und kulturpolitischen Konsequenzen dieses alten Gedankens eingegangen wird, muß von den pragmatischen Leistungen deutscher Archäologen zwischen dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und dem Ende des ersten Weltkriegs die Rede sein, vom damaligen Stand benachbarter Fächer und von der geistigen Situation dieser Zeit. Virchows unangefochtene Stellung als Doyen der entstehenden „Zunft" prähistorisch orientierter Archäologen wirkte sich auf mannigfaltige Weise aus, auf die Organisation der Forschung ebenso wie auf deren Inhalte und ihre Methoden. 1880 veranstaltete er in Berlin eine Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands, sechs

---

[21] Eine ebenso umfassende wie seriöse Biographie Kossinnas fehlt. Ein Teil seines Nachlasses deponierte R. Stampfuß als Erbe gegen Ende des Krieges im „Institut für Ostforschung" auf Schloß Höchstädt bei Dillingen a. d. Donau, wo auch H. Reinerth (Reichsamt Rosenberg, s. u. S. 74) requirierte Bestände aus ukrainischen Museen und Bibliotheken ausgelagert hatte. Amerikanischer Kunstschutz beschlagnahmte das Material, transportierte Besitz der Sowjetunion in den Art Collecting Point München und übergab Kossinnas Nachlaß dem Univ.-Institut für Vor- u. Frühgeschichte ebd. mit der Bitte, ihn dem rechtmäßigen, ihm unbekannten Eigentümer zurückzuerstatten. Das geschah 1947. Stampfuß vermachte den Bestand dem Univ. Institut für Ur- und Frühgeschichte der Univ. Kiel 1974/75. Dort ordnete ihn Hildegard Gräfin Schwerin v. Krosigk und beschrieb, was sie noch vorfand: Gustaf Kossinna. Der Nachlaß – Versuch einer Analyse. Offa-Erg. R. 6 (Neumünster 1982). – Zu Person und Werk: Gummel 1938, 316 ff.; L. S. Klejn [Leningrad], Kossinna im Abstand von vierzig Jahren. Jahresschr. f. mitteldt. Vorgesch. 58, 1974, 7 ff.; G. Smolla, Das Kossinna-Syndrom. Fundber. Hessen 19/20, 1979/80, 1 ff.; H. Grünert, Ur- und Frühgeschichtsforschung in Berlin. In: R. Hansen u. W. Ribbe (Hrsg.), Geschichtswissenschaft in Berlin im 19. und 20. Jahrhundert. Persönlichkeiten und Institutionen (Berlin 1992) 91 ff., bes. 113 ff., hier als einer der Wegbereiter nationalsozialistischer Ideologie beurteilt, eine Simplifizierung, die von geringer Kenntnis der Ära zeugt, die Kossinna geprägt hat (s. u. S. 39 ff.).

Jahre später öffnete das Berliner Völkerkundemuseum seine Tore, an dessen Aufbau er maßgeblich beteiligt war und dessen prähistorische Abteilung er damals bereits gern als selbständiges Staatsmuseum etabliert gesehen hätte[22]. Die räumlichen und zeitlichen Dimensionen, die der hier ausgebreitete Fundstoff erkennen ließ, erforderten seiner Meinung nach eine unabhängige Behandlung. Sein Interesse hatte sich schon frühzeitig auch außereuropäischen Kulturen zugewandt, bis hin zum Kaukasus und nach Westanatolien. Hier sah er Heinrich Schliemann (1822–1890) in Troja wirken und auf den Spuren Homers in eine ganz neue Welt des Altertums vordringen[23]. Er half Schliemann, den Streit um die Lokalisierung der berühmten Stätte in seinem Sinne zu entscheiden. Schliemann hat denn auch seine reiche Troja-Sammlung dem Berliner Museum geschenkt. Um sie fachgerecht zu ordnen, gewann man in dem Archäologen Hubert Schmidt (1864–1933) einen ständigen Mitarbeiter von hoher Kompetenz. Er hatte ebenso wie sein Berliner Kollege Alfred Götze (1865–1948) in Troja bei Wilhelm Dörpfeld (1853–1940) praktische Grabungserfahrungen sammeln können, die ihm bei seinen späteren Untersuchungen in Turkestan (1904: Anau) und in Rumänien (1909/10: Cucuteni) nützlich waren. 1907 habilitierte sich Schmidt an der Berliner Universität, blieb aber Kustos an der Sammlung, deren internationale Geltung er durch viele eigene Arbeiten gefestigt und erweitert hat. Er trug mit dazu bei, der prähistorischen Forschung in Deutschland jene antiquarisch-historische Richtung zu geben, die sich innerhalb der Archäologie auf dem Gebiete der vorklassischen Perioden Griechenlands und Italiens kurz vor der Jahrhundertwende so positiv entwickelt hatte. Der Anlaß dafür waren die Entdeckungen Heinrich Schliemanns in Troja, wo Dörpfeld noch 1890 und auch später grub, in Mykenai, Orchomenos und Tiryns. Seit dann Adolf Furtwängler (1853–1907) und Georg Loeschcke (1852–1919) die erste wissenschaftliche Beschreibung der mykenischen Vasenmalerei geliefert und Alexander Conze (1831–1914) am Athener

[22] Gummel 1938, 230ff.

[23] Unter der zahlzeichen biographischen Literatur besonders hervorzuheben: L. Deuel, Memoirs of Heinrich Schliemann (New York 1977, dt.: Heinrich Schliemann. Eine Biographie. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten [München, Wien 1979]).

Dipylontor die geometrische Stilperiode erkannt, durch geschlossene Funde gesichert und mit ähnlich ornamentierter Keramik aus mitteleuropäischen Fundgruppen der frühen Eisenzeit in Verbindung gebracht hatte, eröffnete sich der Forschung ein neuartiges Arbeitsfeld, auf dem Klassische Archäologie und Prähistorie gemeinsam wirken konnten. Auch in Italien war die Forschung Luigi Pigorinis nach dem Risorgimento tief in die vorgeschichtliche Vergangenheit des Landes vorgedrungen, so daß der Archäologe Wolfgang Helbig, seit 1865 Sekretär des Archäologischen Instituts in Rom, schon 1879 eine Studie über „Die Italiker in der Poebene" veröffentlichen konnte.

So war es denn innerhalb der Klassischen Archäologie, die 1874 außer in Rom (1829) nun auch in einem Athener Institut einen geistigen und organisatorischen Mittelpunkt fand, nichts Außergewöhnliches mehr, wenn die Forschung weit über das klassische Zeitalter hinaus in die schriftlose Vergangenheit zurückzugehen begann. In Deutschland selbst konzentrierte sich das Interesse der Klassischen Altertumswissenschaften allerdings zunächst auf die Geschichte der römischen Provinzen. Der Berliner Althistoriker Theodor Mommsen (1817–1903) rief 1890 beim Stiftungsfest der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin zur Gründung einer Reichslimeskommission auf; zwei Jahre später bildete man sie beim Reichsamt des Innern. In zehnjähriger Arbeit, welcher der Freiburger Althistoriker Ernst Fabricius (1857–1942) und der Trierer Museumsdirektor Felix Hettner (1851–1902) Schwung und Inhalt gaben, trug sie den Denkmälerbestand in einem mehrbändigen Werk zusammen[24]. Aber der Plan Mommsens ging weiter. Er hielt es für notwendig, ein Reichsinstitut für römisch-germanische Altertümer zu errichten, das sich unabhängig vom Deutschen Archäologischen Institut entfalten sollte. Dessen „Generalsekretär", seit 1887 Conze, trat dagegen zusammen mit Loeschcke dafür ein, römisch-germanische Forschung innerhalb des bereits bestehenden Institutes zu betreiben und die Zweiganstalt, die dritte neben Rom und Athen, mit dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz, dessen Direktion nach

[24] Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreichs R.A (Strecken) u. B (Kastelle) 1–7 (1894–1937).

dem Tode Ludwig Lindenschmits (1893) vakant war, zusammenzulegen, wogegen sich Mommsen ebenso aussprach wie Virchow. Sie fürchteten mit einem gewissen Recht, das neue Institut würde sein Arbeitsfeld sehr rasch auf die Vor- und Frühgeschichte ganz Deutschlands ausdehnen, die damals noch als Domäne der Anthropologen galt. Man fand einen Kompromiß und gründete in Frankfurt/Main die Römisch-Germanische Kommission des Archäologischen Instituts, begrenzte deren Aufgabenkreis auf den ehemals römischen Teil Deutschlands und besetzte das erste Direktorat 1902 mit einem Schüler Loeschckes, Hans Dragendorff (1870–1941)[25]. Dragendorff hatte sich nach seiner Dissertation, die der Geschichte der Terra sigillata gewidmet war, in Griechenland gründlich umgesehen (Thera) und war Professor für Archäologie in Basel geworden. Er sah es als seine Aufgabe an, der provinzialrömischen Forschung in Deutschland die Wege zu ebnen und zwar sowohl durch Arbeit an den Denkmälern selbst als auch im Publikationswesen, dem er mit den „Berichten der Römisch-Germanischen Kommission" und den „Katalogen west- und süddeutscher Altertumssammlungen" eine feste Grundlage gegeben hat.

Heute mag man bedauern, daß man damals die kleine Lösung vorzog und darauf verzichtete, die Vor- und Frühgeschichte fest in die etablierte Archäologie zu integrieren, wie es den Plänen Conzes und Loeschckes doch wohl entsprochen hätte. Obwohl die Römisch-Germanische Kommission noch vor dem Weltkrieg begann, sich der prähistorischen Altertümer wenigstens in West- und Süddeutschland anzunehmen, entwickelte sich fast zwangsläufig ein kaum überwindbarer Gegensatz zu der prähistorischen Forschung in Nord-, Mittel- und Ostdeutschland, die nach dem Tode Virchows (1902) bald Kossinna und seine Schule als Arbeitsgebiet verteidigen zu müssen glaubten, ein Antagonismus, der sich bis in die zwanziger und dreißiger Jahre fortsetzte und den alten Gedanken eines selbständigen Reichsinstituts stets wachhielt.

Als Dragendorff sein Frankfurter Amt antrat, stellten sich die Verhältnisse wesentlich anders dar, zumal das Limeswerk noch

[25] Bei Gummel 1938, 309 mit Anm. 3 nur beiläufig erwähnt; G. Rodenwaldt, Archäologisches Institut des Deutschen Reiches 1829–1929 (Berlin 1929) 42ff.; Krämer 1977.

nicht beendet war und große Grabungen in römischen Militärlagern und Zivilsiedlungen eine fachgerechte Beratung verlangten. Der Bonner Museumsdirektor Hans Lehner (1865–1938) grub seit 1905 im Legionslager von Vetera bei Xanten, schon seit 1899 Carl Schuchhardt (1859–1943) in Haltern[26]. Er hatte zusammen mit Fabricius bei Conze in Pergamon gearbeitet und war an das neu gegründete Kestner-Museum nach Hannover berufen worden, von wo er sich alsbald der nordwestdeutschen Altertumskunde zugewandt hat. Haltern gewann eine derartige Berühmtheit, daß sich dort auch Conze selbst, Dörpfeld und Dragendorff einfanden. Die Grabungstechnik entsprach modernstem Stand, so daß sie sich, von Schuchhardt durchgesetzt, rasch auf die heimische Archäologie in ihrer Gesamtheit auszuwirken vermochte. Dragendorff lag ferner daran, die Altertumsvereine West- und Süddeutschlands zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuführen, was in der Gründung des „Verbandes west- und süddeutscher Vereine für Altertumsforschung" im Jahre 1900 bereits organisatorisch gelungen war; Schuchhardt stellte ihm 1905 den „Nordwestdeutschen Verband" an die Seite. Beide Verbände beschlossen, zusammen mit der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte ein zentrales Publikationsorgan zu schaffen, die „Prähistorische Zeitschrift", deren erster Band 1909 erschien. Als Herausgeber zeichneten Schuchhardt, seit 1908 Direktor am Berliner Völkerkundemuseum, Karl Schumacher (1860–1934), Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz seit 1900, und Hans Seger (1864–1943), der das Breslauer Museum leitete und als kenntnisreicher Forscher in Ostdeutschland zu einer führenden Persönlichkeit des Faches geworden war. Man sieht, wie Schuchhardt, nachdem er sein Berliner Amt übernommen hatte, bemüht war, die Aufgaben der beiden Verbände mit den Forschungszielen der anthropologischen Ära des Faches zu verknüpfen und ihre Einheit in allen Landesteilen wiederherzustellen. Er dehnte seine Tätigkeit ferner auf Alteuropa als Ganzes aus und traf sich darin mit Hubert Schmidt, der an der Sammlung als Kustos wirkte. Die Zeitschrift nahm fortan auch Übersichten über den

[26] H. Lehner, Vetera. Die Ergebnisse der Ausgrabungen bis 1929. Röm.-Germ. Forsch. 4 (Berlin 1930). Haltern: S. v. Schnurbein 1974.

Stand der Forschung in den europäischen Staaten auf und enthielt einen seriösen Rezensionsteil, in dem man sich über die wichtigen Neuerscheinungen zuverlässig unterrichten konnte.

Das Bemühen, die prähistorische Vergangenheit als historisches Geschehen zu begreifen, erhielt während der vielschichtigen „anthropologischen Ära" durch organisatorische Maßnahmen und die Kenntnis bewährter archäologischer Methoden (Heuristik, Quellenkritik, Interpretation) ein wissenschaftliches Fundament. Virchow hatte in Troja den Wert stratigraphischer Beobachtung erkannt, der Schwede Oscar Montelius (1843–1921) aus der Deszendenztheorie seiner Zeit typologisch arbeiten gelernt, die Wiederkehr übereinstimmender Gegenstandsformen in sicheren („geschlossenen") Fundinventaren und deren Abfolge als chronologische Kriterien genutzt, ja sogar die räumlich abweichende Verteilung verschieden alter Dinge auf vollständig untersuchten, lange Zeit hindurch belegten Gräberfeldern als Gegenprobe verwendet (später „Horizontalstratigraphie")[27]. Die Gesamtverbreitung annähernd gleichalter Gegenstände ließ sich in Typenkarten fixieren, die schon Virchow in Auftrag gegeben hatte, um begrenzte Kulturareale (Formenkreise) zu gewinnen, in denen er die Wohnsitze vergangener Völker sich spiegeln sah. Das galt damals als opinio communis, nicht allein bei Kossinna, der diese Einsicht als eigene Entdeckung ausgab, sondern auch bei völkerkundlich interessierten Geographen wie Ratzel oder Ethnologen selbst, unter denen Fritz Gräbner (1877–1934) mit seiner Kulturkreislehre („Methode der Ethnologie" 1911) solche Areale als autonome Gebilde mit eigener Geschichte auffaßte. Träten gleiche Formen in entsprechender Häufigkeit und miteinander verbunden in räumlicher Trennung auf, könne das nicht auf Zufall beruhen, sie müßten vielmehr aus einem gemeinsamen Herde stammen. Sie hätten sich durch Wanderung von Völkern oder Völkergruppen über die

[27] Daß einzelne räumlich begrenzbare Gräbergruppen innerhalb eines Friedhofareals jeweils einen Zeitabschnitt repräsentieren können, zeigte Montelius, Den nordiska jernålderns kronologi (Stockholm 1895) am Beispiel von Kannikegård auf Bornholm (E. Vedel, Den ældre jernalders begravelser paa Bornholm. Aarbøger 1872, 1 ff.). Dort hatte man von der späten vorrömischen Eisenzeit bis in die Völkerwanderungszeit bestattet; vgl. auch H.J. Eggers, Einführung in die Vorgeschichte (3. Aufl. München 1986) 82 ff. mit Abb. 5.

Erde verbreitet, so daß man aus dem derzeit beobachtbaren Nebeneinander ein Nacheinander erschließen könne. Völkerkundliche Parallelen seien in historische Prozesse auflösbar. Pater Wilhelm Schmidt (1886–1954), Missionsethnologe im kirchlichen Dienst,, nahm diesen methodischen Ansatz auf und meinte, „daß die einzelnen primitiven Völkerschaften über die ganze Erde hin in der Verschiedenheit ihrer Sitten wie Gebräuche die Seite bieten, auf denen die Geschichte sich eingeschrieben hat, und es jetzt nur darauf ankommt, die richtige Reihenfolge der Seiten festzustellen, um aus dem sich ergebenden Buche die Geschichte dieser ältesten und jüngeren Völker in der Aufeinanderfolge ihrer Kulturen herunterlesen zu können" (1937)[28].

Auf die schriftlose Vergangenheit angewandt, nahm diese Sichtweise in Deutschland während der Jahrzehnte um die Jahrhundertwende eine eigentümliche, kulturpolitisch wirksame Wendung. In Richard Wagners „Ring", 1876 erstmals zusammenhängend aufgeführt und schon damals als nationale Tat gefeiert, schien germanisch-deutsches Wesen wiederzuerwachen. Viele Deutschbewußte verstanden dieses Erlebnis als Einladung, sich intensiver mit Germanenkunde zu befassen, die damals in der Literatur- und Sprachwissenschaft als philologische Teildisziplin Hervorragendes geleistet hatte. Indessen, der sich formierende Widerstand gegen den raschen Aufschwung experimenteller Fächer und die unheilvollen Folgen rasanter Industrialisierung, gegen den fortschreitenden Zerfall der alten Standesordnung und deren Wertbegriffe, schließlich gegen die steigende Gewinnsucht und das Imponiergehabe eines saturierten Bürgertums, er rief jene „völkische Bewegung" ins Leben, in der sich alsbald auch namhafte Akademiker zusammenfanden[29]. Sie verteilten sich zwar auf zahlreiche Organisationen mit variierenden Programmen, aber der Gedanke an eine Reform des Lebens, die in der edlen Größe des Germanentums ihr Vorbild haben sollte, einte sie. Insofern legten sie ein pseudophilosophisches Fundament, auf dem die „Konservative Revolution" der zwanziger Jahre weiterbauen konnte. Erwähnt seien nur die

[28] Zur Kulturkreislehre von Friedrich Ratzel über Leo Frobenius bis zu Pater Wilhelm Schmidt s. Mühlmann 1938, 84 ff. 88 ff.

[29] Reiches, nach Aspekten gegliedertes Material bei U. Puschner u. a. (Hrsg.) 1996.

„Deutschen Schriften" des Orientalisten Paul de la Garde (1827–1891), auf die sich Kossinna gelegentlich berief und sich „Deutschgläubige" bei ihrer Suche nach „arteigner" Religion stützen konnten[30]. Ferner müssen politisch motivierte Parteiungen genannt sein („Reformverein", „Alldeutscher Verband", „Deutschbund" u.a.m.), auch Zeitschriften wie „Hammer" und „Jugend", die die Jugendstilgraphik eines Fidus illustrierte und damit Gestalten aus dem germanischen Heldenzeitalter vor Augen führte, die den „Theatergermanen" Wagners nachgebildet schienen[31]. Kossinna war in dieser schon zum Fundamentalismus neigenden Gemeinschaft Gleichgesinnter eine unbedeutende, fast epigonenhafte Randfigur, obgleich er in unserem Fach schon deshalb unübersehbare Spuren hinterließ, weil es sich mit seinen überzogenen Thesen noch heute auseinandersetzt.

Im Grenzland Tilsit geboren, studierte Kossinna von 1876 bis 1881 in Göttingen, Leipzig, Berlin und Straßburg ältere Germanische Philologie und beschäftigte sich außer mit Sprachvergleich vornehmlich mit germanischer Stammeskunde. Deren Stand hatte nach bedeutenden Voruntersuchungen durch Jacob Grimm (1785–1863) und Johann Kaspar Zeuß (1806–1856) Karl Müllenhoff (1818–1884) zu beachtlicher Höhe entwickelt. Obwohl Müllenhoff dingliche Überlieferung kannte (in Kiel hatte er das Museum für vaterländische Altertümer geleitet), benutzte er allein antike und philologische Quellen. Er kannte sie wie kein anderer, wußte sie kritisch zu behandeln und verstand es, die Ergebnisse seiner Überlegungen in seinen Berliner Vorlesungen darzustellen, an denen wohl auch Kossinna teilnahm. Dieser traditionsreiche, im Zeitalter der Romantik einsetzende Forschungszweig der Germanistik fand in dem Wiener Rudolf Much (1862–1936), der mit Kossinna in Verbindung stand, noch einmal eine späte Blüte. Kossinna trennte sich von diesem Wege, indem er sich den archäologischen Zeugnissen zuwandte und 1895 bei der Kasseler Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft mit einem Vortrag

[30] St. v. Schnurbein, Die Suche nach einer „arteigenen" Religion in „germanisch-" und „deutschgläubigen" Gruppen. In: Puschner u.a. (Hrsg.) 172ff.

[31] M. Schuster, Fidus – ein Gesinnungskünstler der völkischen Kulturbewegung. Ebd. 634ff.

„Über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland" an die Öffentlichkeit trat[32]. Ausgangspunkt war für ihn die älteste, historisch fixierbare Gruppierung der germanischen Stämme zwischen Rhein und Weichsel um 100 v. Chr. Er beschrieb also die Verhältnisse während der Spätlatènezeit, faßte die ihm bekannten Fundgruppen, über die er sich in den Schriften Tischlers und Undsets unterrichtet hatte, zu einem „Kulturkreis" zusammen und verfolgte ihn schrittweise bis in das Neolithikum zurück. Die Wurzeln des Kreises glaubte er in der Megalithkultur Mecklenburgs, Schleswig-Holsteins, Jütlands, der dänischen Inseln und Südschwedens gefunden zu haben; dort suchte er deshalb die Urheimat indo-europäischer Völker und der Germanen, die aus ihnen hervorgegangen seien. Diese Hypothese arbeitete er 1911 in einem Buch zur „Vorgeschichte der Germanen" aus. Nach dem Weltkrieg ließ er ein zweibändiges Werk unter dem Titel „Ursprung und Verbreitung der Germanen" folgen (1926/27).

Kossinna arbeitete seit 1892 in der Berliner Königlichen Bibliothek und erhielt 1902 eine unbezahlte Professur für Deutsche Archäologie an der Universität, die den Lehrstuhl für Deutsche Philologie zur germanischen Altertumskunde hin ergänzen sollte. Da er lange Zeit mit der schmalen Pension auszukommen hatte, die man ihm zuerkannte, als er vorzeitig aus dem Bibliotheksdienst ausgeschieden war, fühlte er sich seinen beamteten Kollegen gegenüber zurückgesetzt, und da die Althistoriker und Klassischen Archäologen in ihm einen Autodidakten sahen, der gleichsam nicht vom Fache war, entlud sich seine Energie in einer Weise, die sie nicht billigen mochten. Zwar trieb er seine Forschung maßgeblich voran, rechtfertigte sie aber nicht nur dem Inhalt nach, sondern auch im Widerstand gegen das Bildungsgut, auf dem die Klassische Archäologie beruhte. 1909 gründete Kossinna eine „Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte" in Konkurrenz zu den schon bestehenden Fachverbänden, die in der provinzialrömischen Forschung ihren Ursprung hatten und auf dem besten Wege waren, sich auch der Vorgeschichte der Kelten und Germanen im römisch besetzten Teile Deutschlands zu widmen. Da diese Verbände 1909 eine gemeinsame Fachzeitschrift erhielten („Prähistori-

[32] Gummel 1938, 282ff.

sche Zeitschrift"), meinte Kossinna, seine eigene Gesellschaft mit zwei selbständigen Publikationsreihen hervortreten lassen zu müssen („Mannus", „Mannus-Bibliothek"). Da er fast ausschließlich Dilettanten als Autoren gewinnen konnte, warb er für seine Ziele mit nationalem Enthusiasmus. Er ließ sich von einer geistigen Bewegung tragen, die man sehr bewußt als Abkehr von der bürgerlich-liberalen Kultur der Zeit empfand. Wer gemeinschaftlich die mannigfaltigen Erscheinungsformen der Natur, der bäuerlichen Lebensweisen und die Werke aus urbaner Vergangenheit erwanderte, für den erwuchs daraus ein geschärftes Wertbewußtsein für die Schöpferkraft, die in den Leistungen des eigenen Volkes Gestalt gewann. Dem Bedürfnis, dessen Ursprung nachzugehen, entsprach Kossinna schon 1912 in seinem Buch „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft". Es waren Charakterbilder germanischer Gestaltungskraft, soweit dingliche Überreste und antike Überlieferung darüber Auskunft gaben. Was er bis dahin an geeignetem Stoff gesammelt hatte, beurteilte er trotz mancher regionalen Unterschiede und langer Zeiträume als Ergebnis eines stetigen Verlaufs, der in der geistigen Einheit germanischer Völker zu gipfeln schien. Römische Fremdherrschaft habe sie verdorben, sie forschend wiederzugewinnen sei eine nationale Aufgabe: „Wo sollen wir aber unsere Ahnen besser erkennen als in ihrer frühesten uns erreichbaren Erscheinung? Und auf welchem Wege reiner als durch Betrachtung ihrer eigenen Betätigungen im Heimatlande?" Daran hindere freilich die Klassische Altertumskunde, die zwar für die Römerforschung in Deutschland glänzend sorge, die Germanenkunde im Norden und in der Mitte des Vaterlandes zu fördern aber nicht bereit sei.

5. Systematische Prähistorie nach dem ersten Weltkrieg

Als der Weltkrieg für die Mittelmächte verloren gegangen und mit dem Zusammenbruch der Monarchien eines der letzten Leitbilder der älteren Generation erloschen war, da setzte sich, was bei Jüngeren vorher emotionales Verlangen war, in politische Forderung um. Sie fand in nationalistischen Parteien adäquate Organisationsformen. Kossinna stand der „Deutsch-Völkischen Freiheitspartei" nahe, die sich „germanischer Erneuerung" verschwor, so wie er früher im politisch einflußreichen „Alldeutschen Verband" (Heinrich Claß 1868–1953) etliche seiner Ziele erreichen zu können glaubte. Es war wohl kein Zufall, daß er sein Meisterwerk „Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" dem Berliner Germanen-Verlag anvertraute, in dessen neuer Reihe „Irminsul" es gedruckt erschien (1926/27). Sein Verleger, Gustav Möckel, gab seit längerem die Zeitschrift „Kraft und Schönheit" heraus, das Organ des „Deutschen Vereins für vernünftige Leibeszucht" (1901–1927), der Körperästhetik mit germanischen Lichtgestalten als Symbol rassischer Reinheit verband[33].

So verschieden die politischen Entwürfe der Parteien während der zwanziger Jahre ausfallen mochten, so mehrdeutig äußerten sich selbst „Jungkonservative" aus dem Bildungsbürgertum in ihren programmatischen Schriften zum gewandelten Begriff „Nation". Setzte man sonst bei seiner Definition eine geschlossen siedelnde Gemeinschaft von Menschen gleicher Abstammung, Sprache und Kultur voraus, galt das nach Versailles nur begrenzt. Millionen Deutsche lebten unter fremdsprachiger Herrschaft, weil

---

[33] U. Schneider, Nacktkultur im Kaiserreich. In: Puschner u. a. (Hrsg.) 1996, 411 ff. 421 ff. zur Zeitschr. „Kraft und Schönheit". Deren Verleger, Gustav Möckel, war auch Geschäftsführer des „Germanen-Verlages" in Gera u. Berlin, dort u. a. „Ringendes Deutschtum. Wochenschr. z. Lebenserneuerung auf völkischer Grundlage". Nach Adreßbuch des dt. Buchhandels (Leipzig 1923), frdl. Auskunft d. dt. Bucharchivs München v. 27. 1. 1999.

sie aus dem Deutschen Reich und Österreich ausgegrenzt worden waren. Auch von gemeinsamer Geschichte ließ sich fortan nur noch in den verbliebenen Territorien reden, in denen man sich allerdings zunehmend landesgeschichtlichen Themen zuwandte, um zusammen mit heimatkundlichen Vereinsjournalen ähnlich wie während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Eigenständiges darzustellen. Soziale Spannungen (Inflation, Verarmung, Arbeitslosigkeit) entluden sich in Klassenkämpfen, die durch vulgärmarxistische Ideologeme geschürt wurden, während sich das traditionelle Bürgertum bemühte, an überkommenen ethischen und moralischen Maximen festzuhalten. Bei derart verunsichertem Wertdenken dachten „Konservative Revolutionäre" (Armin Mohler)[34], von denen etliche als Frontoffiziere aktiv am Kriege teilgenommen hatten, darüber nach, welcher Inhalt dem Begriff Nation noch tiefere Bedeutung verleihen könne. Arthur Moeller van den Bruck (1876–1925), Carl Schmitt (1888–1985), Hans Freyer (1887–1969) und andere Gelehrte, denen Stefan Breuer kürzlich eine Monographie gewidmet hat (1995), verstanden ihn als immanenten Wert, erfüllt von metaphysischer Substanz, die in wesentlichen Eigenschaften des deutschen Volkes wahrnehmbare Gestalt gewann, im physischen Erscheinungsbild („Rasse") und in bewährten Tugenden, schöpferischer Energie, Wagemut und sozialer Gerechtigkeit[35].

Immanente Werte in der wechselnden Gestalt der Lebensformen verwirklicht zu denken, sie also als bewegende Kräfte auch des geschichtlichen Daseins zu verstehen, das mag der Philosophie der Neukantianer entsprochen haben (Heinrich Rickert, Eduard Spranger u.a.). Sie begründete ferner die neuhumanistische Hermeneutik antiker Dichtung durch Werner Jaeger (1888–1961) und der bildenden Kunst des Altertums, deren strukturale Betrachtungsweise Guido v. Kaschnitz-Weinberg (1890–1958) geistvoll gefördert hat[36]. Ihre Werke und die ihrer Weggefährten verspra-

[34] R. Mohler, Die konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Ein Handbuch (2. Aufl. Darmstadt 1984).

[35] St. Breuer, Anatomie der Konservativen Revolution (2. Aufl. Darmstadt 1995).

[36] H.H. Wimmer, Die Strukturforschung in der Klassischen Archäologie. Europ. Hochschulschr. R. 38, 60 (Bern u.a. 1997). Einseitig kunstwissenschaftlich orientiert, vernachlässigt Verf. die geistigen Grundlagen der Zeit, in der Gelehrte wie

chen geistige Orientierung in chaotischer Zeit. Die heimische, weitgehend pragmatisch eingestellte Archäologie blieb von dieser Strömung so gut wie unberührt, auch von den Einsichten der Völkerkunde, mit der sie zu Virchows Zeiten wenigstens organisatorisch verflochten war. Gräbners und Schmidts Kulturkreislehre, die bereits erwähnt worden ist, war insofern eine Ausnahme, als Oswald Menghin (1888–1973), Nachfolger von Moritz Hoernes auf der Wiener Lehrkkanzel, sie seiner Konzeption einer „Weltgeschichte der Steinzeit" (1931) zu Grunde legte, eines jener geistesgeschichtlich bedeutenden Werke, die auf prähistorischem Gebiet im deutschen Sprachraum so selten und zum Schaden des Faches so rasch vergessen sind. Es ging um den Versuch, die Kulturkreise, die man an Hand ähnlicher Merkmale („Kulturelemente") bei rezenten Naturvölkern zu beschreiben im Begriffe war, mit räumlich begrenzten Formengruppen aus prähistorischen Zeitaltern zur Deckung zu bringen, diese also teils als Grundschicht, die allen gemeinsam war, teils als Etappen im Werdegang jener zu verstehen. Die Kulturkreise, die Menghin unterschied, benannte er entweder nach Werkzeugtypen, soweit er Wildbeuter, Jäger und Sammler beschrieb, oder nach Wirtschaftsformen, wobei die Art der Haustierhaltung, die Siedelform und der Grad ihrer Stabilität den Ausschlag gaben. Es war eine isochronologische Betrachtungsweise, bei der innerhalb ein und derselben Kulturperiode mannigfaltigste Kulturformen versammelt waren und die Periodisierung selbst nicht nach Äußerlichkeiten des Kulturbesitzes erfolgte, sondern nach dem geistigen Gehalt, der sich in der Wirtschaftsart, in der sozialen Ordnung und im religiösen Weltbild ausdrückte. Menghin begriff als gruppenspezifischen Vorgang, was der Evolutionismus des 19. Jahrhunderts nur als mechanische Entfaltung des menschlichen Bewußtseins verstand oder die Achäologie als zeitliche Aufeinanderfolge verschiedenartiger Kulturzustände beschrieb. Aber weil er die archäologisch ermittelten Kulturkreise und Kulturschichten mit den völkerkundlich erschlossenen koppelte, brach sein Gebäude zusammen, als diese Konstruktion

---

Kaschnitz, Friedrich Matz und Bernhard Schweitzer sich gebildet hatten. Er zieht falsche Schlüsse, wenn er in deren Arbeiten Elemente völkischer Ideologie entdecken will.

bei kritischer Prüfung nicht standzuhalten vermochte und sich vielfach als Abstraktion erwies.

Statt „Kulturelemente" zu sammeln und sie bei Übereinstimmung trotz räumlicher Trennung der Kulturprovinzen auf eine gemeinsame Wurzel zurückzuführen, zog man es vor, dem Aufbau rezenter naturvölkischer Kulturen nachzugehen und sie als Gefüge zu begreifen. Alfred Radcliffe-Brown (1881–1955), Bonislaw Malinowski (1884–1942) auf englischer Seite und Richard Thurnwald (1869–1954) auf deutscher entwickelten diese strukturale („funktionalistische") Forschungsrichtung auf ihren Reisen zu australisch-ozeanischen Ethnien. Sie faßten deren Kultur nicht als Summe beobachtbarer Merkmale („Elemente") auf, von denen die Wiener Kulturkreislehre ausging, sondern als Zusammenhang ihrer Institutionen in der technischen, sozialen, wirtschaftlichen und religiösen Sphäre (Mühlmann 1938). Sie untersuchten den Rhythmus ihres Wandels innerhalb der Siedelräume und fragten nach auslösenden Faktoren, unter denen interethnischem Verkehr ebenso Bedeutung zukam wie der Fremdherrschaft europäischer Kolonialmächte. Der soziologische Gesichtspunkt ist bei allen Funktionalisten evident, bei Malinowski in so hohem Maße, daß er sich grundsätzlich nicht veranlaßt sah, aus den mannigfaltigen Verhaltensweisen solcher Verbände und deren individualisierendem Vergleich universelle Zusammenhänge historischer Qualität abzuleiten. Thurnwald dachte darüber ähnlich wie Max Weber (1864–1920), dessen Soziologie die Erscheinungsformen zweckorientierten Handelns auf wesentliche Züge reduzierte und sie zu „Idealtypen" zusammenfaßte[37]. Er maß an ihnen Wirklichkeiten und Prozesse, die aus subjektivem Beobachten und Überliefern nur unvollständig und einseitig zu gewinnen sind. Das begriffliche Mittel, das er anwendete, um gruppenspezifische Ganzheiten zu erfassen, veränderte sich später in der Sozial- und Wirtschaftsforschung zum mathematisch-statistischen „Modell". Man testet damit die Wahrscheinlichkeit, mit der aus bestimmten Ansichten zu einem Sachverhalt reales Handeln erwachsen kann. Wenn in der „New Archaeology"

[37] M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundrisse der verstehenden Soziologie. Studienausgabe (5. Aufl. Tübingen 1972, Nachdruck ebd. 1990) 9 f. u. öfter; Schieder 1968, 46. 185 ff. 209 ff.

heute von Modellen die Rede ist, mißversteht man den Begriff und meint gewöhnlich analogische Verfahren, die bei der Interpretation historischer Tatsachen ohnehin unerläßlich sind. Darauf wird an anderer Stelle zurückzukommen sein.

Von solchen erkenntnistheoretischen Gedanken spürt man in der Prähistorie der zwanziger Jahre zunächst so gut wie nichts. Statt dessen wandte sie sich praktischen Aufgaben zu, museal, denkmalpflegerisch und in der akademischen Lehre. Außer den schon bestehenden Zentralinstituten des Faches in Mainz (Römisch-Germanisches Zentralmuseum: Karl Schumacher, Gustav Behrens) und Frankfurt (Römisch-Germanische Kommission des Dt. Archäol. Instituts: Emil Ritterling, Friedrich Koepp, Friedrich Drexel, Gerhard Bersu) lag die heimische Archäologie vor allem in den Händen bedeutenderer Museen, deren Leiter, durchgehend altertumskundlich geschulte Fachleute, als staatlich beauftragte Vertrauensmänner auch denkmalpflegerisch tätig waren, so in Königsberg (Wilhelm Gaerte), Danzig (Wolfgang La Baume), Breslau (Hans Seger, Martin Jahn), Halle (Hans Hahne, Walther Schulz), Berlin (Wilhelm Unverzagt), Stettin (Otto Kunkel), Schwerin (Robert Beltz), Kiel (Gustav Schwantes), Hannover (Karl-Hermann Jacob-Friesen), Münster (August Stieren), Bonn (Hans Lehner, Franz Oelmann), Trier (Emil Krüger), Wiesbaden (Ferdinand Kutsch), Stuttgart (Peter Goeßler) und München (Ferdinand Birkner, Friedrich Wagner). Sie alle mit den Namen ihrer Vorstände aufzuzählen, gebietet die Ehrfurcht vor ihrer wissenschaftlichen Leistung, die sie, mit geringen finanziellen und personellen Mitteln und gegen mancherlei Widerstand und eingewurzeltes Vorurteil der Behörden und des Bürgertums auf sich selbst gestellt, aber denn doch mit Rückhalt bei etlichen Fachverbänden und Vereinen erringen mußten. Die während der dreißiger Jahre schon Pensionierten, in verantwortlichen Positionen noch Tätigen und die damals aus politischen Gründen bereits Verdrängten dienten ihrem Fach weiterhin in pflichtgemäßer Weise und galten denen als Richtmaß, die sich zu orientieren wünschten.

Grundlage ihres Schaffens war die Inventarisation der Denkmäler im Gelände. Schon Virchow hatte dazu aufgerufen, und viele dieser Inventarwerke waren bis zum Beginn des Krieges 1914 fertiggestellt und gedruckt zugänglich, in Bayern (F. Weber 1909),

Württemberg (Oberamtsbeschreibungen 1824–1886 und 1892–1923 in staatlicher Regie), Baden (Wagner 1908–1911), Hessen (Wolff 1913), Hannover (Müller u. Reimers 1886–1893), Mecklenburg (Beltz 1910), Brandenburg (Götze 1897.1907.1912) und in Thüringen (Götze, Höfer u. Zschiesche 1909). So wertvoll diese teilweise sehr umfangreichen Arbeiten waren und es noch heute sind, topographische Genauigkeit fehlte bei der Kartierung noch vielfach. Sie war aber erforderlich, wollte man die Inventarwerke nicht allein denkmalpflegerisch, sondern auch besiedlungsgeschichtlich nutzen. Deshalb hatte Jacob-Friesen (1886–1960), seit 1913 im Dienste des Landesmuseums in Hannover und später dessen Direktor, schon 1918 empfohlen, das von Virchow angeregte Inventarisationswerk durch eine „Archäologische Landesaufnahme" zu ergänzen, also das Gelände engräumig und wiederholt nach Fundplätzen abzusuchen. Dragendorff dachte nicht anders, und er gewann für diese Arbeit in der Wetterau in Georg Wolff (1845–1929) einen Mitarbeiter, der sich dort schon als Streckenkommissar der Reichslimeskommission bewährt hatte, nun das antike Straßennetz zu erforschen im Begriffe war und schon 1906 einen ersten Überblick über „Die Besiedlung der Wetterau in vorgeschichtlicher und römischer Zeit" vorlegte (2. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission). Einen ähnlichen Weg gingen später Alfred Tode in Schleswig-Holstein (1923/35) und Walter Matthes in der westlichen Mark Brandenburg (1925/28).

Während die archäologische Landesaufnahme ältere Inventarwerke zu ersetzen begann, erreichten systematisch geführte Flächengrabungen in dörflichen Siedlungen und auf befestigten Plätzen erste Einsichten in das Siedelwesen prähistorischer Zeitalter. Den Anfang machte Schuchhardt auf der „Römerschanze" bei Potsdam 1908, einer bronzezeitlichen Burg auf einer Halbinsel im Lehnitzsee, die in slawischer Zeit von neuem besiedelt worden war. Ihm folgten Albert Kiekebusch (1870–1935), der älteste Schüler Kossinnas und Direktor am Märkischen Museum in Berlin, mit der Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes in Buch (1910/11) und Gerhard Bersu (1889–1964) seit 1911 auf dem Goldberg bei Nördlingen; hier gelang es ihm, bei einer Kulturschicht von nicht mehr als 80 cm Stärke fünf Siedlungshorizonte zu unterscheiden, von denen allein drei dem mittleren und jünge-

ren Neolithikum angehörten (Rössen, Michelsberg, Altheim), und die Siedlungsgrundrisse vollständig wiederzugewinnen[38]. Seither weiß man, daß im vorgeschichtlichen Siedlungswesen mit abweichenden Bauformen und Ortsgefügen zu rechnen ist und daß bei großflächiger und sorgfältiger Untersuchung eine Quelle erschlossen wird, die für die Kenntnis des wirtschaftlichen und sozialen Lebens erhebliche Aussagekraft besitzt. Bersu war als Geologe und Klassischer Archäologe ausgebildet worden, lernte sein Handwerk bei Schmidt und Schuchhardt, diente kurze Zeit an der Stuttgarter Altertümersammlung und trat 1924 in die Römisch-Germanische Kommission ein. Vier Jahre später war er deren Zweiter, 1931 deren Erster Direktor[39]. Man versprach sich von seiner Grabungstätigkeit, die sich auch auf das Ausland erstreckte (Österreich: Freistritz; Schweiz: Wittnauer Horn; Bulgarien: Sadovec), reichen Gewinn und schulende Wirkung; er hat diese Erwartung mehr als erfüllt. Denn auch die regen Verbindungen, die er zu Fachkollegen im In- und Ausland unterhielt, stärkten das Ansehen der Kommission und den wissenschaftlichen Ruf ihres Direktors. 1931 war er an der Neugründung des Congrès International des Sciences Préhistoriques et Protohistoriques maßgeblich beteiligt. Viele Studenten, vornehmlich aus Marburg, haben bei Bersu mitarbeiten und sich im Ausgrabungswesen schulen dürfen, so Werner Buttler (1907–1940), der zwischen 1929 und 1934 die erste altneolithische Siedlung untersucht hat (Köln-Lindenthal).

An der Universität Tübingen wirkte zur gleichen Zeit der Quartärgeologe Richard Rudolf Schmidt (1882–1950). Er hatte sich schon 1912 dort mit einem umfangreichen Werk über „Die diluviale Vorzeit Deutschlands" habilitiert, gleich nach dem Krieg ein Urgeschichtliches Institut gegründet und im Federseemoor bei Buchau mit langfristig geplanten Ausgrabungen in neolithischen Stationen begonnen (1919–1928). Die gute Erhaltung der Bausubstanz und der Fundeinschlüsse, auch an Kulturpflanzen und

[38] G. Bersu, Vorgeschichtliche Siedelungen auf dem Goldberg bei Nördlingen. In: G. Rodenwaldt (Hrsg.), Neue deutsche Ausgrabungen. Deutschtum und Ausland 23/24 (Münster 1930) 130ff.; vgl. ders. in Germania 20, 1936, 229ff. (Rössen); 21, 1937, 149ff. (Altheim).

[39] W. Krämer, Gerhard Bersu zum Gedächtnis. 45. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1964 (1965) 1f.

Haustieren, bewog ihn, die Plätze vollständig zu untersuchen und außer der Bauform, der Bautechnik und der Ortsgestalt auch die Lebensgewohnheiten der Bewohner zu erschließen, wobei die enge Zusammenarbeit mit naturhistorischen Disziplinen besonders willkommen war. Deshalb boten sich hier der Forschung unerwartete Möglichkeiten, das Verhältnis der Siedlungen zu ihrer natürlichen Umwelt zu beschreiben und die Siedelperioden mit den Etappen der Vegetationsgeschichte zu konnektieren.

Andere Ziele verfolgte Wilhelm Unverzagt (1892–1971), einer der letzten Schüler Loeschckes und anfänglich mit provinzialrömischen Studien befaßt[40]. 1926 folgte er Schuchhardt in der Direktion der vorgeschichtlichen Abteilung im Berliner Völkerkundemuseum, die er zu einem selbständigen Staatsmuseum für Vor- und Frühgeschichte umzuwandeln vermochte. Damit war ein alter Wunsch Virchows endlich in Erfüllung gegangen. Bald darauf begann Unverzagt mit Grabungen auf bronzezeitlichen und frühmittelalterlichen Burganlagen am Frankfurter Oderufer, zunächst in Lossow (1926/29), dann in Zantoch (1932/34), schließlich in Kliestow und Lebus (1936/44). Diese wegweisenden Arbeiten zur Frühgeschichte der östlichen Mark Brandenburg veranlaßten Unverzagt schon 1927, eine „Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der nord- und ostdeutschen Wall- und Wehranlagen" zu gründen, der ein Jahr später ein „Ostdeutscher Verband für Altertumsforschung" in Parallele zu den beiden schon um die Jahrhundertwende entstandenen Fachverbänden folgen sollte. Wie fruchtbar die Gespräche im Arbeitskreis gewesen sind, zeigt die Geländeforschung in Schleswig-Holstein und Pommern: 1930 setzten die großflächigen Untersuchungen im Halbkreiswall von Haithabu wieder ein (Herbert Jankuhn), 1934 begann das Landesmuseum in Stettin, das Otto Kunkel 1924 übernommen und zu einer musealen und denkmalpflegerischen Anstalt von hohem Range ausgebaut hatte, in Wollin zu graben. Es waren dies meist gezielte Unternehmen unter einer bestimmten historischen Fragestellung. Außerdem gab es seit der Jahrhundertwende ausgedehnte Geländeforschung an solchen Objekten, die Baumaßnahmen zu

[40] W. Coblenz, In memoriam Wilhelm Unverzagt. 21. 5. 1892–17. 3. 1971. Praehist. Zeitschr. 67, 1992, 1–14.

zerstören drohten und die deshalb archäologisch untersucht werden mußten.

Die reichen Ergebnisse technisch perfektionierter Feldarbeit der Jahrhundertwende drängten zu thematisch übergreifenden Studien. Für die Römerzeit hatte Friedrich Koepp schon 1912 eine glänzend geschriebene Darstellung gegeben, der 1922 ein von der Römisch-Germanischen Kommission edierter kommentierter Bilderatlas folgte (Germania Romana). Aber diesen historisch bedeutsamen Zeitabschnitt gleichsam als vermittelndes Glied in der Überlieferungskette beurteilt zu haben, das gilt mit Recht als Verdienst von Kurt Schumacher. Seit Ausbruch des Weltkrieges beschäftigte er sich mit der Bevölkerungsgeschichte der Rheinlande, mit dem antagonistischen Verhältnis zwischen den Kelten, Germanen und Römern. Die Einzelstudien, die er auf topographischer Grundlage betrieb, faßte er in einem dreibändigen, heute als klassisch empfundenen Werk zusammen: Die Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande (1921–1925). Warum es den Zeitgenossen so bedeutend schien, war der Versuch, mit archäologischen Mitteln eine Antwort auf die Frage nach der Kontinuität von der Römerzeit zum frühen Mittelalter zu finden. Der Wiener Historiker Alphons Dopsch (1868–1953) hatte sie in einem viel beachteten Buch über „Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Caesar bis auf Karl den Großen" aufgeworfen (1918–1923) und dabei auf erhebliche Quellenlücken aufmerksam gemacht, die nur der Archäologe zu schließen imstande sei. Für das frühe Mittelalter war man bereits auf dem besten Wege dazu. Hatte doch Eduard Brenner (1877–1915), Direktor des Wiesbadener Landesmuseums, schon 1912 eine umfangreiche Abhandlung über germanische Fundgruppen aus der spätrömischen Kaiser- und frühen Merowingerzeit zwischen Nordgallien und Siebenbürgen veröffentlicht, in der er den reichhaltigen Stoff formenkundlich, zeitlich und räumlich gliederte und damit ein festes Fundament für den Aufbau einer frühmittelalterlichen Archäologie in Deutschland legte. Einem anderen, generelleren Thema widmete sich Ernst Wahle (1889–1981). Nachdem er bei Kossinna gehört hatte, ging er nach Heidelberg zu dem Geographen Alfred Hettner, der ihn mit den Methoden und Resultaten der Kulturlandschaftsforschung vertraut machte und ihn

wohl auch auf einschlägige Arbeiten von Carl Albert Weber (Vegetationsgeschichte), Robert Gradmann und Otto Schlüter hinwies. Was Wahle dabei lernte, ging in seine Studie über „Die Besiedlung Südwestdeutschlands in vorrömischer Zeit nach ihren natürlichen Grundlagen" ein, die er 1920 im 12. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission veröffentlichte. Dabei nahm er auch zu dem Wirklichkeitsgehalt der archäologischen Verbreitungskarten kritisch Stellung. Wie Reinecke wies er darauf hin, in wie hohem Maße die geographische Verteilung und die Häufigkeit der Funde von dem Grad ihrer Zerstörung, von der Art ihrer Einbettung, von der Möglichkeit, sie aufzufinden, und von der Intensität der Lokalforschung abhingen und wie wichtig es deshalb sei, sich der Trugspiegelung des lückenhaft erhaltenen Denkmälerbestandes bewußt zu sein, statt ihn unreflektiert für die historische Wirklichkeit zu halten.

Welche Bereiche historischen Lebens dingliche Überlieferung überhaupt erschließen könne, das beschäftigte Jacob-Friesen 1928 in seinen „Grundfragen" ausführlich. Er nahm in diesem bemerkenswerten Werk systematisch zu „Stand und Kritik der Forschung über Rassen, Völker und Kulturen der urgeschichtlichen Zeit" Stellung. Er prüfte die heuristischen und quellenkritischen Prinzipien des Faches, sein methodisches Rüstzeug (Typologie, Komparatistik, Stratigraphie, Chrono- und Chorologie) und erörterte die Faktoren, welche die einstigen Lebensgemeinschaften und Zweckverbände prägten (ökologisch, Zusammengehörigkeitsbewußtsein, interethnische Kontakte, Diffusion formender Ideen). Es war für lange Zeit der einzige Versuch, gedanklich zu ordnen und als gültig zu definieren, was zwar in der Praxis für selbstverständlich gehalten wurde, aber erkenntnistheoretisch unbegründet blieb. Während der folgenden dreißiger Jahre verführte die „völkische Vorgeschichtsforschung", über die noch gesprochen werden muß, mitunter zu einer wunderlichen Simplifikation hermeneutischer Möglichkeiten; sie ließ die „Grundfragen" vielfach in Vergessenheit geraten, auch im akademischen Unterricht.

Von den zwischen 1870 und 1900 Geborenen hatten rund zwanzig Studierende in Deutschland und Österreich ihr Examen im Hauptfach Urgeschichte abgelegt, ein Drittel bei Kossinna, andere bei Seger in Breslau, Schmidt in Tübingen und Menghin in

Wien. Alle anderen hauptberuflich Tätigen dieser Generation kamen aus „fremden" Fachbereichen, selbst die beiden einzigen Ordinarien der zwanziger Jahre an deutschen Universitäten: Max Ebert (1879–1929) und Gero Merhart v. Bernegg (1886–1959). Nachdem Ebert in Germanischer Philologie promoviert worden war, arbeitete er für ein paar Jahre (1906–1919) im Berliner Staatsmuseum bei Schuchhardt und Schmidt. Nach dem Weltkrieg habilitierte er sich in Königsberg bei Adalbert Bezzenberger (1851–1922), der dort zwar die vergleichende Sprachwissenschaft vertrat, aber auch Vorlesungen über Vorgeschichte hielt und das berühmte Prussia-Museum leitete, an dem schon Otto Tischler gewirkt hatte. Schon 1921, als man Ebert in Königsberg eine Professur anvertraute, war eines seiner Standardwerke im Druck erschienen, „Südrußland im Altertum". Er hatte kurz vor dem Kriege bei Odessa Ausgrabungen veranstaltet und sich gründlich mit den Denkmälern und der archäologischen Literatur der Ukraine befaßt. So war denn ein Werk aus eigenem Augenschein entstanden, dessen wichtigste Kapitel über die Skythen, die griechische Kolonisation und das bosporanische Reich noch heute zum Besten gehören, was wir an deutschem Schrifttum darüber besitzen. Wenig später begann Eberts „Reallexikon der Vorgeschichte" zu erscheinen (Band 1,1924–14,1929), das als erste Enzyklopädie des Faches gelten darf, soweit es sich mit schriftlosen Kulturen befaßte. Die teilweise sehr umfangreichen Artikel bezogen sich nicht allein auf Europa, sondern auch auf Vorderasien und Teile Afrikas, boten also die Grundlagen für die Kulturentwicklung in denjenigen Ländern, die zum Altweltgeschichtlichen Kreis zu zählen sind. Was Ebert auszeichnete, war ein ungewöhnlich umfassender Blick, eine grundsolide Quellenkenntnis, Organisationstalent und eine erstaunliche Arbeitskraft, deren dauernde Überforderung seinen frühzeitigen Tod herbeigeführt hat. Ebert war es, der außer Kossinna die erste Generation im Hauptfach Vorgeschichte Studierender auszubilden begonnen hat. Als er erst 50jährig verstarb, gingen seine Berliner Studenten zu Gero v. Merhart nach Marburg, wo man auf Betreiben des Archäologen Paul Jacobsthal das erste planmäßige Ordinariat für Vorgeschichte 1928 eingerichtet hatte.

Merhart kam von der Geologie, war auch bei Hoernes in Wien gewesen, wo er 1909 dessen Schüler Hugo Obermaier (1877–

1946) hören konnte, ferner bei Jacob Heierli in Zürich (1853–1912), dem ersten Schweizer Gelehrten, der sich im Fach habilitierte. Nach kurzer Assistenzzeit an der Prähistorischen Staatssammlung in München begann für Merhart der Krieg, der ihn als Gefangenen nach Sibirien verschlug, wo er freiwillig bis 1921 blieb, um die Materialien für ein Werk zu sammeln, mit dem er sich 1924 in Innsbruck mit Hilfe Menghins habilitierte. „Die Bronzezeit am Jenissei" (1926) hat den Autor berühmt gemacht, nicht allein deshalb, weil das Buch die erste Darstellung einer wichtigen Kulturperiode in Sibiriens Urgeschichte überhaupt enthielt, sondern weil es mit Hilfe einer vergleichend-formenkundlichen Methode gearbeitet war, die in ihrer Präzision und Sachlichkeit über das bis dahin in Deutschland Geleistete weit hinausging. Sie blieb auch charakteristisch für Merharts Tätigkeit in Tirol und für seine Lehre in Marburg. Hier hat er über dreißig Studenten im Fache ausgebildet, die schon in den dreißiger Jahren verantwortungsvolle Positionen eingenommen haben. Im Vordergrund seiner Lehre standen der Bodenfund als historische Quelle, deren Zuverlässigkeit und Aussagekraft, die Beschreibung der typischen Formen und ihre Verteilung nach Raum und Zeit, das Werden und Vergehen archäologischer Kulturen, in denen er Lebensgemeinschaften sah, deren Geschichte er durch fachgerechtes Quellenstudium wiederzugewinnen hoffte[41]. Es war ein positivistischer Grundzug in dieser Lehre enthalten; was als Sachverhalt erkennbar war, hatte insofern historische Qualität, als es sich zu Bausteinen eines Kultursystems verwenden ließ. Die Kartierung typischer Formen versprach Einsicht in die räumliche Begrenzung und in die Kontakte zwischen den Kulturen, präzise Chronologie in deren Werden und Vergehen. Merhart zweifelte keineswegs an der prinzipiellen Möglichkeit, die vorgeschichtlichen „Formenkreise" an die historisch bezeugten ethnischen Territorien anschließen zu können, nur war sein kritischer Verstand zu sehr geschärft, als daß er Kossinnas Lehrsatz ohne weiteres hätte folgen mögen. Er war sich durchaus darüber im klaren, daß bei den Quellen, die dem Archäologen zur Verfügung stehen (Siedlungen,

[41] Kossack, Einführung in Werk und Methode G. v. Merharts. In: v. Merhart 1969, VIII ff.

Gräber, Horte), sehr verschiedenartige und auch ungleichwertige Aussagen zu erwarten seien. Allerdings hat solche Überlegungen erst Hans Jürgen Eggers (1906–1974) formuliert, als er sich mit der Verbreitung des römischen Imports im freien Germanien beschäftigte und sah, wie sich bestimmte Grab- und Hortsitten auf die Verteilung und Zusammensetzung der Formen ausgewirkt und die Art der Überlieferung gesteuert haben (1951). Merhart war als Naturwissenschaftler viel zu sehr auf das wirklich Beobachtbare eingestellt, als daß er sich in spekulative Konstruktionen verloren hätte. Er sorgte bei allen Dissertationen, die er anfertigen ließ, für eine solide Edition der Materialien, für eine saubere Chronologie mit Hilfe geschlossener Funde und für ihre räumliche Erfassung. So ging er auch bei seinen eigenen Arbeiten vor, die er vor allem der Geschichte der Hallstattkultur gewidmet hat. Doch erkannte er sehr klar, welche kulturhistorische Bedeutung den großen Siedlungsgrabungen seiner Zeit zukam; eröffneten sich doch der heimischen Archäologie eine neuartige, lebensvolle Welt der Vergangenheit, zu der Zugang zu gewinnen bis dahin nur die Pfahlbauten der Schweiz erlaubten.

6. 1933–1945: nationalsozialistische „Weltanschauung", Versuche ideologischer Bevormundung

Nach knapp zehn Jahren verlor Merhart 1938, damals 52 Jahre alt, politisch begründet, seine Professur, der er seine ganze Arbeitskraft gewidmet hatte. Das Fach, gerade eben zu Selbständigkeit in Ziel und Methode herangewachsen, geriet seit 1933 in den Wirbel der nationalsozialistischen Revolution, in einen Macht- und Kulturkampf, der die Gemeinschaft der Archäologen in Deutschland grundlegend gespalten hat. Der Vorgang dauerte zwölf Jahre, eine zu kurze Zeit, um der heimischen Archäologie nicht wieder gut zu machende Schäden zuzufügen, aber lange genug, um die Kräfte derer, die sich zum inneren Widerstand entschlossen, zu erschöpfen. Die Gruppierungen, die sich bei der harten Konfrontation mit der Partei und dem Staate der dreißiger Jahre bildeten, formalisierten die Fragebögen der Entnazifizierungswelle nach „nicht Betroffenen", „Mitläufern" und „Schuldigen". So einfach lagen die Dinge freilich nicht. Die allermeisten Gelehrten der damaligen Zeit, auch die, die man verfolgte, waren national gesinnt, und sie waren es um so bewußter, je klarer ihnen wurde, daß die katastrophalen Folgen des verlorenen ersten Krieges für das Selbstverständnis des Volkes in seiner Gesamtheit, vor allem für seine soziale und wirtschaftliche Lage nur überwunden würden, wenn eine neue Ordnung sich auf ethische Normen gründe. Die „konservativen Revolutionäre", von denen schon die Rede war, hatten diese Ordnung im Begriff Nation enthalten sich vorgestellt und geglaubt, eine mit Charisma begabte Führernatur sei allein in der Lage, traditionelle Werte durchzusetzen. Zu spät erkannten sie den Zwiespalt zwischen Gewissen und praktischer Vernunft, den machtbewußte Diktatoren nicht nur hervorzurufen, sondern noch zu fördern pflegen: Der Verlust an Rechtsstaatlichkeit konterkarierte die Pflicht zur Loyalität; der Staat, ideologisch fixiert, beherrschte die informierenden Medien (Rundfunk, Zeitungen) und beanspruchte ferner rigoros Entscheidungskompetenz bei der Er-

ziehung, im Beruf und beim Verhalten im öffentlichen Leben; er verweigerte das Recht auf Gleichheit vor dem Gesetz und ließ den überkommenen Ehrbegriff nicht gelten, aus dem die persönliche Integrität erwächst. Offenen Widerstand zu leisten und ihn sachlich wie moralisch zu begründen, dazu waren nur wenige bereit, und wer sich verpflichtet fühlte, ihnen zur Seite zu stehen, erschrak vor den Folgen, die selbst alte Parteigenossen getroffen haben (Röhm-Affäre). Ideologisch überzeugtes Bürgertum und Opportunisten fanden sich dagegen leichter zurecht, zumal ihre Haltung durch die Erfolge gerechtfertigt schien, die sich in der Sozial-, Wirtschafts- und Außenpolitik der Regierung tatsächlich einstellten. Etliche Archäologen dienten in schwarzer Uniform dem „Ahnenerbe" Himmlers, andere seinem Gegenspieler Rosenberg, der eine Kontrollbehörde „für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung" der staatstragenden Partei geleitet hat[42].

Wenn der Politisierung der heimischen Archäologie dennoch fundamentaler Erfolg versagt blieb, ist das der Sachlichkeit älterer, konservativ denkender, aufrechter Gelehrter zu verdanken, zunächst Ernst Sprockhoff (1892–1967), einem Schüler Kossinnas und Eberts, langjährigem Direktor am Mainzer Zentralmuseum und Nachfolger Bersus in der Leitung des Frankfurter Instituts, auch Honorarprofessor in Marburg[43]. Er widmete sich fast ausschließlich der Vor- und Frühgeschichte Norddeutschlands. Er konzipierte bereits in der Mitte der dreißiger Jahre ein „Handbuch der Urgeschichte Deutschlands", dessen erste beiden Bände 1938 gedruckt erschienen. Er förderte ferner die von der Frankfurter Kommission herausgegebenen Reihenwerke „Römisch-Germanische Forschungen" und „Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit", an denen schon der archäologisch arbeitende Historiker Hans Zeiß (1895–1944) als Zweiter Direktor mitge-

[42] Außer Bollmus 1970 und Kater 1974 vgl. noch M. Bertram, Zur Situation der deutschen Ur- und Frühgeschichtsforschung während der Zeit der faschistischen Diktatur. Forsch. u. Ber. Staatl. Mus. Berlin 31, 1991, 23ff.; Grünert 1992 (Anm. 21); A. Leube, Zur Ur- und Frühgeschichtsforschung in Berlin nach dem Tode Gustaf Kossinnas bis 1945. Ethn. Arch. Zeitschr. 39, 1998, 373ff.

[43] W. A. v. Brunn, Ernst Sprockhoff zum Gedächtnis. Offa 24, 1967, 7ff.; K. Böhner, Zur Erinnerung an Ernst Sprockhoff. Jahrb. Röm.-Germ. Zentralmus. 14, 1967, XVIIff.

wirkt hatte, ehe er auf ein Ordinariat in München berufen wurde[44]. So wie schon Bersu die Aufgaben der Kommission über ihre anfänglich gesetzten Grenzen hinaus auf die Vor- und Frühgeschichte Mitteleuropas zu erweitern verstand, so folgte Sprockhoff dieser Forschungsrichtung im Einvernehmen mit der Zentraldirektion des Archäologischen Instituts und wehrte dadurch ungerechtfertigte Agitation des Amtes Rosenberg erfolgreich ab. Gustav Behrens (1884–1955) gelang das für das Mainzer Zentralmuseum. Er modernisierte dessen Einrichtungen (Werkstätten, Schausammlung) und ließ den Namen in „Zentralmuseum für Deutsche Vor- und Frühgeschichte" ändern, was die Bedeutung der traditionsreichen Lehr- und Forschungsstätte treffend kennzeichnete. Die disqualifizierenden Angriffe etlicher Parteileute blieben deshalb erfolglos. Ferdinand Kutsch, Wiesbaden (1889–1972), seit 1931 Vorsitzender des west- und süddeutschen Fachverbandes (s.o. S. 37), verteidigte dessen Selbständigkeit gegen den Versuch, diese Vereinigung archäologisch forschender Institutionen auf die parteiamtliche Linie zu bringen. „Gleichschaltung" hatte dagegen in Mittel-, Nord- und Ostdeutschland temporäre Erfolge, obgleich die dort führenden Persönlichkeiten der Museen und Denkmalämter ihre Unabhängigkeit weitgehend sichern konnten, Wilhelm Unverzagt, Berlin, Otto Kunkel, Stettin (1895–1984), Gustav Schwantes, Kiel (1881–1960), Karl Hermann Jacob-Friesen, Hannover, Walther Schulz, Halle (1887–1982), Georg Bierbaum, Dresden (1889–1953) und Hans Seger, Breslau, in besonders hohem Maße in West- und Süddeutschland August Stieren, Münster (1885–1970), Franz Oelmann (1883–1962) und Eduard Neuffer (1900–1954), beide in Bonn (s. Bettina Bouresch 1999), schließlich Oscar Paret, Stuttgart (1889–1972) und Paul Reinecke, München. Die Weitblickenden unter ihnen merkten alsbald, mit welchen Folgen zu rechnen sei, identifizierte sich das Fach mit den ideologischen Maßstäben, die ihnen die Staatsmacht vorgab. Infolgedessen widmeten sie ihre Arbeit außer der Organisation ihrer Ämter und nüchterner Berichterstattung vornehmlich der Inventarisation der Bodendenkmäler wie in Schleswig-Holstein (Karl Kersten) und langfristigen, pro-

[44] K. Böhner, Zur Erinnerung an Hans Zeiss. Jahrb. Röm.-Germ. Zentralmus. 12, 1965, IXff.

blemorientierten Grabungen, die sie entweder selbst unternahmen wie Unverzagt oder jüngeren Kräften übertrugen. Im Vordergrund standen befestigte Siedlungen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, dann altsteinzeitliche Rastplätze (Gustav Riek, Alfred Rust) und offene Wohnstätten vom Neolithikum bis ins Mittelalter sowie deren Friedhöfe, Bodenurkunden allesamt, die neuartige Einsichten in die Lebensformen mobiler und seßhafter Gemeinschaften gestatteten (Technik, Wirtschaft, Verbandsgefüge, Herrschaftsverhältnisse, interethnische Kontakte, religiöses Denken). An solchen Projekten bewährte sich vielfach der wissenschaftliche Nachwuchs, der damals an den Universitäten ausgebildet worden war; Lehrstühle gab es an den Hochschulen sehr viel mehr als jemals zuvor.

Es begannen in dieser Zeit ferner die großen küstenarchäologischen Unternehmen, die aus der Zweckforschung erwuchsen und auf die Messungen Heinrich Schüttes (1863–1939) an der deutschen Nordseeküste zurückgingen. Er hatte erhebliche Senkungsbeträge errechnet, und um eine Prognose für das künftige Verhalten des Meeresspiegels zu erreichen, hatte Jacob-Friesen für eine systematische Erforschung der Marschenzone in Werner Haarnagel einen urgeschichtlich interessierten Geographen gewonnen, während Albert Bantelmann mit gleicher Schulung sich den Verhältnissen an der Westküste Schleswig-Holsteins widmete[45]. So entstand ein neuartiger Zweig des Faches, der in engem Kontakt mit den Geowissenschaften und der Vegetationsgeschichte zu arbeiten begann. Die Geobotanik hatte in Franz Firbas (1902–1964) den führenden Kopf gefunden. 1938 gelang es ihm, die Pollen kultivierter Getreide von ihren Wildformen zu trennen. So war es möglich geworden, zur Geschichte des Ackerbaus in vor- und frühgeschichtlicher Zeit ebenso Positives beizutragen wie zum Verhältnis zwischen Bevölkerungsgruppen mit agrarischer Wirtschaftsform und einer Umwelt, die sich in ständigem Wandel befand. Seine Erfahrungen faßte er in einem zweibändigen Standardwerk „Spät- und nacheiszeitliche Waldgeschichte Mitteleuropas nördlich der Alpen" zusammen (1949.1952). Eng damit verbunden war die Dendrochronologie, die der Forstbotaniker Bruno

[45] K.-E. Behre u. P. Schmid, Das Niedersächsische Institut für historische Küstenforschung. 60 Jahre Forschungstätigkeit im Küstengebiet (Wilhelmshaven 1998).

Huber, München (1899–1969), in Deutschland nach amerikanischem Vorbild einführte und zu einem verläßlichen Hilfsmittel archäologischer Zeitrechnung ausbaute[46]. Schließlich entstand bei der Elementanalyse prähistorischer Bronzen eine weitere ertragreiche Forschungsrichtung, der Wilhelm Witter (1866–1949), Hüttendirektor im Ruhestand, zu Selbständigkeit verhalf. Er kannte thüringische Lagerstätten genau, veranlaßte gleichartige Untersuchungen der dort anstehenden Kupfererze, verglich die Resultate miteinander und leitete daraus erste Hinweise auf die Herkunft des verhütteten und zu Metall verarbeiteten Rohstoffs ab (1938).

Wer es vermied, seine wahre Gesinnung der Öffentlichkeit preiszugeben, konnte das Ämterchaos des „Führerstaats" für sachlich begründete Anliegen ausnutzen. Es blieb nicht verborgen, daß sich das „Reichsamt Rosenberg" und Himmlers „Ahnenerbe" (ein 1935 gegründeter Verein) gegenseitig blockierten, waren weittragende Entscheidungen durchzusetzen, die offiziell das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung zu treffen hatte. Reinhard Bollmus (1970) und Michael Kater (1974), jetzt auch Notker Hammerstein (1999) untersuchten die Folgen solcher Auseinandersetzungen auch für unser Fach an Hand von Akten und Interviews mit Überlebenden, die daran beteiligt oder davon betroffen waren.

Zuvor hatte Helmut Heiber ein umfangreiches Werk über die „Gleichschaltung" anderer historischer Disziplinen vorgelegt (1966) und darin insbesondere Walter Franks „Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands" nach Werdegang, Tätigkeit und Schicksal ausführlich dargestellt. Heiber zeigte, daß selbst altehrwürdige Forschungsstätten wie die Monumenta Germaniae Historica sich dem Zugriff der Machthaber nicht ganz entziehen konnten, daß die Neugründung Franks aber in den Wirren verflochtener Zuständigkeiten und unausgetragener persönlicher Machtkämpfe unterging. Gemessen an der politischen Bedeutung mittelalterlicher und neuerer Geschichte spielte „Vorgeschichte"

[46] B. Becker, A. Billamboz, H. Egger u. P. Grassmann, Dendrochronologie in der Ur- und Frühgeschichte. Die absolute Datierung von Pfahlbausiedlungen nördlich der Alpen im Jahrringkalender Mitteleuropas. Antiqua 11 (Basel 1985).

nur eine geringe Rolle, ausgenommen Germanenkunde bei Rosenberg und Himmler. Hitler hielt sie für inferior, seine architektonischen Träume orientierten sich an den Bauten der Klassischen Antike. Als er die Modalitäten zu entscheiden hatte, die ihm zwecks Gründung eines „Reichsinstituts für Vorgeschichte" vorgetragen wurden, tat er es unwillig, er fand es lästig, aber wohl nützlich, seine Paladine in Grabenkämpfe verwickelt zu sehen, deren Anlässe ihm bedeutungslos erschienen.

Es ging bei diesen Auseinandersetzungen nicht um wissenschaftliche Probleme, die den Machthabern ohnehin fremd blieben, sondern in erster Linie um eine ideologisch reine Lehre. Sie hatte das angeblich verlorene Identitätsgefühl des Volkes wiederherzustellen, das mit der Denk- und Lebensart seiner germanischen Vorfahren (*indigenae non mixti* nach Tacitus) wurzelhaft verbunden sein sollte. Rassenhygiene als Leitgedanke bei der Selektion für die Bildung eines starken Geschlechtes, das zur Herrschaft tauglich wäre, Gehorsam und Treue derer, die ihr zu dienen hätten, das waren sozialanthropologische Vorstellungen, die man durchzusetzen gedachte. Dazu brauchte man organisatorisch begabte, selbstbewußte Naturen, die es an den Schaltstellen der Macht vor allem unter jungen Leuten in etlicher Menge gab, in Parteiämtern, im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und auch in der Notgemeinschaft (Deutsche Forschungsgemeinschaft), die seit 1920 viele Unternehmen und qualifizierten Nachwuchs finanziell gefördert hatte, aber nach der Machtübernahme Hitlers dem „Führerprinzip" glaubte folgen zu müssen. Man begann dort alsbald, auch Rosenbergs parteiamtliche Kontrollbehörde und Himmlers Schützlinge mit erheblichen Beträgen zu unterstützen, bis 1936 die einsetzende Kriegswirtschaft („Vierjahresplan") eine Wende in der Wissenschaftspolitik notwendig erscheinen ließ. Wie sie sich auf die Forschungsgemeinschaft auswirkte, untersuchte kürzlich Notker Hammerstein (1999). Ein Protegé Himmlers, höherer SS-Offizier, im Ministerium leitend tätig, übernahm die Präsidentschaft der Forschungsgemeinschaft, weitete die Förderung auf kriegswichtige Zweckforschung aus („Reichsforschungsrat"), zu der auch die Volkstumsforschung aller einschlägigen Sparten zählte, und vergaß dabei das „Ahnenerbe" nicht, während er Rosenberg die bis dahin reihlich fließenden

Mittel sperrte. Das hinderte jedoch weder den Reichsleiter noch dessen Gehilfen im Amt Vorgeschichte, Hans Reinerth (1900–1990) daran, Professoren konservativer Geisteswissenschaften unsachlich, ja rüde zu diskreditieren. Das trieb etliche Studenten und Fachvertreter in die Arme der SS und ihres „Ahnenerbes", weil sie sich dort unangreifbar, der herrschenden Klasse zugehörig wähnten.

Reinerth, bis 1934 Dozent in Tübingen, wo er sich ungerecht behandelt fühlte, im Rosenbergschen „Kampfbund für deutsche Kultur" in leitender Position tätig, wurde 34jährig an die Berliner Friedrich Wilhelms-Universität und zugleich in die erwähnte parteiamtliche Kontrollbehörde berufen. Er setzte sich sogleich vehement für das geplante Reichsinstitut ein, auch mit unredlichen Mitteln, die er um so bedenkenloser nutzte, je mehr er Widerstand gegen seine Person und seine Forderung nach alleiniger Führerschaft vernahm (Heiber 1966, 245ff.; Bollmus 1970, 162ff. 221ff.; Junker 1997, 55ff.). Seine Gegner fand er im Marburger Kreis um Gero v. Merhart und in den Präsidenten des Archäologischen Instituts, Gerhard Rodenwaldt (1886–1945) und Theodor Wiegand (1864–1936), der zur Führungsspitze des Staates Verbindungen unterhielt[47]. Dagegen gelang Reinerth die Auflösung etlicher Fachverbände und die Umwandlung der von Kossinna gegründeten Gesellschaft in einen „Reichsbund für deutsche Vorgeschichte". Ohne Erfolg blieb er jedoch, als er versuchte, die „Berufsvereinigung deutscher Prähistoriker" (seit 1922 tätig) von seinen Direktiven abhängig zu machen. Sie hatte auf ihrer Görlitzer Tagung (September 1933) nach strittiger Diskussion den Königsberger Ordinarius Bolko Frh. v. Richthofen zum Vorsitzenden gewählt. Er ersetzte Jacob-Friesen, der offenbar aus politischen Gründen nicht mehr für „tragbar" gehalten wurde. Der neue Mann trat sogleich als „Führer" auf, verlangte den „Ariernachweis" der Mitglieder und entschied über Satzungsänderungen allein (Rundschreiben v. 10. 2. 1934, Nachlaß Ferdinand Kutsch, Wiesbaden). „Wenn Fachgenossen", hieß es da, „dem nationalsozialistischen Grundsatz des Führertums nicht folgen zu können

[47] K. Junker, Das Archäologische Institut des Deutschen Reiches zwischen Forschung und Politik. Die Jahre 1929 bis 1945 (Mainz 1997) 49ff.

glauben, so muß ich daraus den Schluß ziehen, daß sie auf eine weitere Zugehörigkeit zur Berufsvereinigung deutscher Vorgeschichtsforscher keinen Wert legen". Das war deutlich genug und außerdem konsequent, wenn Richthofen die Forderung Reinerths ablehnte, sich als dessen Erfüllungsgehilfe zu verstehen und alle Prähistoriker, die als Klassische Archäologen ausgebildet worden waren, aus der Vereinigung zu entfernen. Reinerth verließ sie daraufhin und schloß seinerseits Richthofen und seine Gesinnungsgenossen aus dem „Reichsbund" aus; etliche von ihnen suchten später Kontakt zu Himmlers „Ahnenerbe". Ein Pyrrhussieg war es schließlich, den Reinerth erfechten ließ, als es um die Wahl deutscher Vertreter im „Conseil Permanent des Congrès International des Sciences Préhistoriques et Protohistoriques" in Oslo 1936 ging[48]. Bersu hatte den Kongreß zusammen mit Unverzagt 1931 auf den Weg gebracht und Deutschland Sitz und Stimme im Conseil gesichert, in dem auch Merhart vertreten war. Als Bersu sein Frankfurter Amt 1935 verlassen mußte, hielten es Rosenberg und das Ministerium für zwingend, parteikonforme Gelehrte zu entsenden und die deutschen Mitglieder des Conseil durch Reinerth abzulösen. Er wurde trotz allerlei Bedenken gewählt. Der Protest, der aus dem Ausland kam (u.a. Gordon Childe), blieb ungehört.

So hat denn das Ansehen des Faches auch dort gelitten, zumal man wußte, daß Kollegen, die der neuen Richtung in Deutschland nicht entsprachen, ihre Ämter aufgeben mußten: Herbert Kühn (1895–1980), Professor in Köln, und Gerhard Bersu wegen „nichtarischer Versippung", bald darauf Peter Goeßler (1872–1956) und Gero v. Merhart, weil sie sich gegen das rachsüchtige Benehmen Hans Reinerths zu wehren wagten. Nach Berlin in doppelter Funktion berufen, sah er Bersu und Merhart, die ihn früher gefördert hatten, nun als seine Feinde an und vernichtete ihre berufliche Existenz. Damit nicht genug, er übertrug den Haß, den er gegen diese Männer empfand, unter dem Schutz Rosenbergs auf die west- und süddeutsche Forschung insgesamt und beabsichtigte, die hier führenden Forschungszentren in Mainz und Frankfurt zu zerstören.

---

[48] Bertram 1991 (Anm. 42) 37 ff.

Wer dazu imstande war, zog es vor, auszuwandern (Kühn) oder in die innere Emigration zu gehen. Bersu bereiste 1939 Großbritannien als Pensionist, wurde dort bei Kriegsausbruch interniert und war in Sicherheit. Merhart blieb in Marburg. Sein Schicksal schlug sich in Briefen nieder, die eindrucksvoller über die damalige Situation, vor allem über die seelische Bedrücktheit aufrechter, unmittelbar betroffener Bürger in Deutschland unterrichten als zeitgeschichtliche Werke aus heutiger Sicht.

7. Der „Fall Merhart": ein Beispiel für Widerstand

Das erste und letzte Schreiben Merharts ist an v. Richthofen gerichtet, das eine Anfang 1934 (Nachlaß F. Kutsch, Wiesbaden), das andere kurz nach dem zweiten Weltkrieg im Herbst 1945[49], als der Adressat, 1942 nach Leipzig berufen, aber bald zur Wehrmacht eingezogen, stellungslos um Hilfe bat.

v. Richthofen hatte sich als Vorsitzender der Berufsvereinigung (s. o. S. 62), deren Ehrenrat auch Merhart angehörte, dem nationalsozialistischen „Führerprinzip" folgend, als maßgeblicher Vertreter des Faches verstanden und diese Überzeugung in dem schon erwähnten Rundschreiben (10. 2. 1934) an die Mitglieder unmißverständlich zum Ausdruck gebracht. Er beschwerte sich darin außerdem darüber, daß Merhart etliche Mitglieder des Archäologischen Instituts auf Bitten seines Präsidenten befragte, ob sie mit dessen Auffassung über die Organisationsform eines „Reichsinstitutes für Vorgeschichte" einverstanden sein könnten. Richthofen: „Ohne Rücksicht auf die Stellungnahme des Führers der Berufsvereinigung ... Unterschriften zu sammeln, ist ein Rückschritt in ein Brauchtum eines überwundenen parlamentarischen Zeitalters, den ich auf das schärfste rügen muß". Merhart antwortete postwendend (17. 2.): „Mit rechtem Bedauern habe ich Ihr Rundschreiben erhalten. Wenn ich gleich hinzufügen muß, daß es allerdings nicht das Bedauern ist, das Sie von mir ausgesprochen wünschen, bitte ich Sie doch, meine Auffassung wenigstens zur Kenntnis zu nehmen ... Wenn es einen Pflichtverband der deutschen Vorgeschichtsforscher gäbe, wenn dieser zum alleinigen Vertreter aller Angelegenheiten des Faches bestimmt wäre, wenn er ein Statut oder eine Verordnung besässe, worin die Aufgaben des Verbandes bezeichnet und die dem Führer – vermutlich nach Anhören eines Führerrates – allein zustehende Vertretungsaus-

[49] Dieser und die folgenden Briefauszüge sind nach Durchschlägen aus dem Nachlaß Merhart abgedruckt bei Kossack 1977.

übung festgelegt wäre, dann besässe Ihr Rundschreiben Grundlagen ... Einstweilen scheint mir keine der obigen Voraussetzungen vorzuliegen. Die B.V. ist eine freiwillige, nicht alle Vorgeschichtsforscher umfassende Vereinigung, gegründet zur „Förderung der Berufs- und Standesinteressen ihrer Mitglieder". Daß ihr die alleinige Vertretung aller und jeglicher Angelegenheiten des Faches obliegt, ist schon deswegen nicht anzunehmen, weil es bedeutende Fachgenossen ausserhalb derselben gibt, die in solchen Angelegenheiten mitwirken, und weil es sogar Verbände und Institutionen gibt, die ex officio derartige Angelegenheiten betreiben. Dazu gehört die Fachschaft im Kampfbund mit eigenem Führer [Reinerth], der durchaus in Angelegenheiten des Faches Anordnungen trifft, Rundschreiben erlässt und als Gewährsmann an amtlichen Stellen gilt. Dazu gehört vor allem auch das Archäologische Institut des Deutschen Reiches, das durchaus legitimiert ist, Angelegenheiten der Deutschen Vorgeschichte zu betreiben, da es sich seit Jahrzehnten solcher mit steigendem Erfolg angenommen hat. Statut oder Verordnung fehlen der B.V., wie mir erst jetzt deutlich wurde, als Sie mir mitteilten, dass der Ehrenrat (samt seinem Statut also) automatisch aufgehoben sei. ... Ich habe bis zum Eintreffen Ihres Rundschreibens nicht für möglich gehalten, daß ich nicht als ehrliches, dienstbereites Mitglied der B.V. gelten könnte. Aber ich muss schlechthin ablehnen, dass mir mein Eintreten für das Institut als Sünde gegen die B.V. ausgelegt wird. Haben Sie sich klar gemacht, was Sie tun, wenn Sie den Mitgliedern des Archäologischen Institutes, gar den aktiven Mitgliedern der [Römisch-Germanischen] Kommission das Recht absprechen, diesen Institutionen Gefolgschaftstreue zu halten? Der Präsident des Instituts hat mich um Stellungnahme gebeten, ich war überzeugt, dass seine Pläne annehmbar sind und die verfluchte Kluft zwischen Ost und West überbauen können, also habe ich geschrieben. ... Den von Ihnen geforderten Gang nach Canossa [anzutreten], wäre ... Verleugnung meiner ehrlichen Überzeugung, nicht nur in der Frage der kommenden Reichsanstalt, sondern auch in der Frage der heutigen Stellung des Führers der B.V. Solange Sie einen Herrn Reinerth nicht abservieren können, kann ich mich nicht überzeugt halten, dass Ihnen und der Vereinigung ein Totalitätsanspruch auf jegliche Fachangelegenheit vom Staat

zugebilligt ist. Wenn Sie ihn trotzdem mir gegenüber aufrecht erhalten, gewärtige ich folgerichtig, aus der B.V. ausgeschlossen zu werden. Auszutreten sehe ich keinen Anlass ...".

Der Widerstand gegen Großmannssucht, die sich selbst bei „konservativen Revolutionären" (s.o. S. 44) wie Richthofen zu maßlosem Herrschaftsgehabe steigern konnte, stand damals noch ganz im Zeichen ehrenhafter Selbstbehauptung derer, die solche ungerechtfertigten Attitüden ablehnten. Aber die diskriminierenden Angriffe Reinerths, die er gegen Merhart und Bersu von Abhängigen auf Tagungen des „Reichsbundes" und im „Völkischen Beobachter", dem offiziellen Organ der NSDAP, führen ließ, brachten Merhart in eine weitaus schwierigere Lage. An Werner Buttler (1907–1940), der als Referent im zuständigen Reichsministerium seinem einstigen Lehrer Hilfe anbot, schrieb er 1938: „Als ich [in Sibirien] nichts zu fressen hatte und einen zerrissenen Hosenboden und die Malaria und ein paar Kommunisten, die mich am Strick hatten, hinter mir, da habe ich mich im Kollegium des Museums [Krasnojarsk] mit Stolz als Deutscher gefühlt, weil man dort verstand, daß ich für deutsche Art und deutsche Arbeit geradestand. Heute ist mein Deutschsein nicht mehr gut genug, und ich bin allgemach unlustig, mich zu verteidigen. Damals trieb ich sibirische Urgeschichte, und es war deutsche Tat. Heute rechnen mir junge Leute nach, ob ich genug Germanenkunde treibe. Hab ich's nötig, mich zu wehren?".

Trotz dieser Resignation beantragte Merhart im Ministerium ein Verfahren gegen sich selbst mit dem Ziel, feststellen zu lassen, ob in seiner dienstlichen Tätigkeit irgendwelche Wirkung von politischem Katholizismus erkennbar sei und ob in seinem öffentlichen oder privaten Leben eine Verbindung zu dieser Einstellung bestanden habe oder bestehe. Er wies dabei auf einen diskriminierenden Artikel im Völkischen Beobachter hin und nannte Reinerth als Initiator. Er verlange, daß dieser seine Verdächtigung entweder erhärte oder an gleicher Stelle öffentlich zurücknehme. Nichts dergleichen geschah. Merhart bot dann an, sich aus dem Ehrenamt des staatlichen Denkmalpflegers, das der Einwirkung parteiamtlicher Stellen in hohem Grade ausgeliefert sei, zurückzuziehen, drang aber auf volle Rehabilitierung als Hochschullehrer, die Buttler noch für möglich hielt. Aber bald sah dieser sich genö-

tigt, beide Vorgänge voneinander zu trennen und Merhart dringend zu bitten, sein Ehrenamt unverzüglich niederzulegen.

Merhart war tief betroffen und schrieb an Buttler am 25. 10. 1938: „... von mir her gesehen hat die Sache denn doch etwas weitere Aspekte und erheblich tiefere Bedeutung. Mein berufliches Leben, das ich ehrlich und mit Opfern aufbaute, hat eine sinngemäße Entwicklung genommen und die mancherlei Ämter und Ehrenämter, die sich damit verbanden, gehören dazu. Sie sind mir nicht lediglich als Dekorationsstücke zugefallen, sondern sind mir übertragen worden, weil man sich von meiner Mitarbeit etwas versprach. Man hätte dies und jenes auch wieder organisch abbauen können, aber man kann mich nicht aus einzelnen und zumal den Ehrenämtern entfernen, weil ich ‚untragbar' bin, ohne daß sich diese Untragbarkeit auf meine gesamte Stellung auswirkt. Glauben Sie denn wirklich, die Denkmalbehörde könne mich preisgeben, weil ich sie belaste und weil bestimmte maßgebende Leute mich nicht zu sehen wünschen, aber für eine andere Behörde bliebe ich trotzdem gut genug! Und glauben Sie vor allem, meine Vorstellungen von Ehre und Anständigkeit ertrügen es, daß ich mich als ‚untragbar' schrittweise hinausdrängen lasse, dieses Hinausgedrängtwerden gar als richtig und verständlich hinnehme, dort aber, wo man mich beläßt, mir vorreden lasse, hier sei ich nun richtig am Platze, ‚tragbar' und demgemäß geschützt? Das ist doch wohl nicht möglich. Bemerken Sie bitte, daß ich mich gar nicht mehr damit befasse, ob ich das ‚untragbar' berechtigt finden kann oder nicht. Dieses Stadium ist nach etwa 4-jährigen Versuchen der Klarstellung vorbei. Ich gehe einfach von dem Ergebnis aus, das nach diesen Jahren bleibt – ich bin als untragbar von maßgebender Seite beurteilt. Aber dann, lieber Professor Buttler, bin ich als öffentlicher Vertreter der deutschen Vorgeschichte untragbar und nicht in Teilgebieten. Hier gibt es nur noch ein ‚ganz oder gar nicht'! Wenn man sogar Sie von bestimmter Seite her bemängelte, nur weil Sie mein Schüler waren, wenn man diesem und jenem meiner Schüler Vorwürfe macht, Strafpunkte notiert, ja Verdächtigungen auflädt, nur weil er mein Schüler ist und dem etwa auch geschickt oder ungeschickt, aber ehrlich und mannhaft Ausdruck gibt, dann heißt das für mich, daß mein Lehramt seinen Sinn und Boden verlor, und daß ich keinen Schüler mehr zur

Promotion annehmen kann. Das ist, wollen Sie dessen bitte dringend versichert sein, einfach innerer Zwang für mich. Meine Beurteilung und Verurteilung geht mir so tief in die Seele, daß es mir psychisch und physisch unmöglich wird, meinen Beruf noch wirksam zu erfüllen. Auch hier vermeide ich eine Analyse des Gefühls, auch hier gebe ich es auf, noch über Berechtigung oder Nichtberechtigung nachzudenken. Tatsache ist einfach, daß der Schuß nun durch und durch ging. Es hat mich vor 3 Jahren schon einmal ‚gestreckt', das zweite Mal dürfte sich voraussehen lassen. Da es für die angedeuteten Stellen keine Änderung der Auffassung gibt und da meine engere Dienstbehörde sich mit den billigsten Mitteln um meine Rehabilitierung drückt, sehe ich meine Zeit abgelaufen. Man kann mich natürlich zur weiteren Erfüllung meines Dienstes verhalten. Aber es ist klar, daß es ein lebloses Herunterarbeiten sein wird, voraussichtlich früher oder später durch irgendeine Katastrophe beendet. (Sie haben schwerlich eine Vorstellung von dem würgenden Überdruß, der mich vergiftet). Ich bin nicht mehr jung genug und habe schon etwas zu viel mitgemacht, um nochmal zu einer Runde anzutreten."

Buttler erschien daraufhin am 1. 11. 1938 in Marburg und erläuterte die Lage. Es kann kein Zweifel sein, daß er Merhart dabei von dem Schreiben Heydrichs in Kenntnis setzte, das dieser als Chef des Sicherheitshauptamtes der SS im Auftrage Himmlers an den Reichserziehungsminister gerichtet hatte. Der Wortlaut dieses merkwürdigen Dokumentes ist für die Beurteilung der damaligen Gesamtlage von so großer Bedeutung, daß auf einen Abdruck nicht verzichtet werden kann (28. 5. 1938):

„Der Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei im Reichs- und Preuss. Ministerium des Innern hat mich beauftragt, Ihnen, sehr verehrter Herr Reichsminister, folgenden Tatbestand zu unterbreiten.

Der ordentliche Professor für Vorgeschichte an der Universität Marburg Gero Merhart von Bernegg läßt seine Söhne als Zöglinge in der Jesuitenschule zu Feldkirch (Österreich) erziehen. Durch diese mit den weltanschaulichen Forderungen an einen Professor für deutsche Vorgeschichte nicht zu vereinbarende Haltung sieht sich der Reichsführer SS genötigt, Sie, Herr Reichsminister, zu bitten, Professor von Merhart von seiner Stellung in Marburg abzuberufen. Darüber hinaus sprechen eine Reihe anderer Gründe gegen die Belassung von Prof. Merhart im Amte. Merhart lehnt

eine Verbindung der Vorgeschichte mit der Rassenkunde ab. Er hat außerdem das Bestreben, die Vorgeschichte als unpolitische Wissenschaft der Geschichtsforschung als politischer Wissenschaft gegenüberzustellen. Merhart schließt sich in seinen vorgeschichtlichen Forschungen an die Archäologie und die katholisch beeinflußte Richtung der west- und süddeutschen Vorgeschichtsforschung an. Den vielfachen Bestrebungen, auf Grund der nationalsozialistischen Revolution die deutsche Vorgeschichte bewußt völkisch auszurichten, hat sich Merhart von Anfang an zu widersetzen gesucht. Im Jahre 1934 schrieb Merhart in einem Brief an einen Archäologen, daß nunmehr der Kampf gegen die „Germanomanie" beginnen müsse.

Merhart wurde 1928 von Innsbruck als o. Professor für Vorgeschichte nach Marburg berufen. Der Katholik Merhart erhielt das erste überhaupt bestehende Ordinariat für deutsche Vorgeschichte, während Kossinna sich Zeit seines Lebens mit einem außerordentlichen Lehrstuhl begnügen mußte. Seine Gesinnung ist aus einer Äußerung über Devisenvergehen zu entnehmen, indem er diese bagatellisierte und nicht als verbrecherische, sondern naive Handlungsweise bezeichnete. Aus den angeführten Gründen ergibt sich, warum Prof. Merhart seit längerer Zeit in Kreisen der nationalsozialistischen Vorgeschichtsforscher als einer der gefährlichsten, aber am wenigsten greifbaren Gegner der Vorgeschichte gilt."

Die Fakultät versuchte, Merhart im Amt zu halten. Aber Merhart begegnete diesem zur Erfolglosigkeit verurteilten Versuch mit Eigensinn, den er dem Dekan erläuterte (25. 11. 38): „Hinter dieser ‚Starrköpfigkeit', Euere Spektabilität, steht das jahrelange langsame Abbröckeln meines früheren starken Verbundenheitsgefühles mit den Studierenden, steht die erst in quälenden Monaten gewordene Einsicht, daß ich nicht für gut genug gehalten wurde, im Schulungsbetrieb der Nation mitzuarbeiten, steht die gleichfalls erst in Jahren ‚gewonnene' Gewißheit, daß meine oberste Behörde sich nur ausweichend und schwächlich für mich einsetzen kann, steht endlich die Erleuchtung, daß sie sich gar nicht einsetzen will, weil sie mich in der Tat für ‚befleckt' ansieht. Es stehen dahinter aber auch die sich wiederholenden Zeiten, da ich lustlos, gequält und nur mit größter Kraftanstrengung die Arbeit leistete, auf die nach meiner Meinung der Lernende Anspruch hat und die mich durch frühere Jahre völlig beansprucht hatte, es steht dahinter der würgende Ekel über Getuschel und Geschwätz, Nachrede und

Mißtrauen, steht der hilflose Kampf gegen gemeines Übelwollen – was soll ich es noch weiter ausführen, es steht hinter meinem heutigen Zustand ein langsames Hinsiechen meiner Berufstätigkeit, das nicht mehr gutzumachen ist."

Nach dem Krieg hielt dann Merhart Rückschau und fragte betroffen nach den Ursachen, die abermals zum Zusammenbruch seines Vaterlandes geführt hatten, nach der Verstrickung seines Faches in diesem Drama, nach dem Sinn des Schicksals, das eine ganze Generation junger Forscher dahinraffen ließ, unter denen viele waren, denen er sich auch menschlich tief verbunden fühlte. Im Herbst 1945 schrieb er an Bolko Frh. v. Richthofen: „Gezwungenermaßen habe ich immer wieder versucht, mir den Gang der Dinge faßlich zu machen, und gewiß war er zu vielfältig begründet und verschlungen, um auf eine kurze Formel gebracht zu werden, aber ich glaube doch, nicht allzusehr daneben zu greifen, wenn ich ihn so skizziere: An Kossinna sieht man unschwer den eifervollen, zielbewußten Gelehrten, der in hingebender Arbeit eine fruchtbare Idee zum Erfolg ausbaute und der wirkliche Schöpfer der Germanenkunde vorab der Bronze- und frühen Eisenzeit auf deutschem Boden wurde. Das ist ein unbestrittenes sehr großes Verdienst. Daneben steht der Mann, der sich nicht anerkannt genug fühlte, der fand, daß auf den von ihm beanspruchten Platz an der Sonne allzuviel Schatten von älteren Disziplinen her falle und der mit der Angriffslust eines Kampfhahnes, manchmal aber auch mit dem Krähen eines solchen seinen Raum freikämpfen wollte. Das in ihm lebendige Deutschbewußtsein entbehrte vielleicht jener Selbstverständlichkeit, die den Angehörigen alter deutscher Stämme meist eigen ist, jedenfalls wurde es besonders stark betont und verschmolz mit dem, was der Gelehrte schaffte, zu der hervorragend nationalen Wissenschaft. Der Obertitel seines Buches hätte heißen müssen: ‚Die Vorgeschichte der Germanen', aber er hieß: ‚Die deutsche Vorgeschichte', was auch verteidigt werden kann, schon damals aber und noch mehr späterhin die Wirkung hatte, in der reichen und gewiß nicht ohne Nachwirkung vergangenen Vorgeschichte Deutschlands für die Germanenkunde nicht allein den ersten, sondern womöglich den einzig wesentlichen Platz zu beanspruchen. Als wollte man eine Familiengeschichte nur nach den Vätern und nicht nach allen den eingeheirateten Müttern schrei-

ben! Eine Betrachtungsweise, die übrigens auch in der Indogermanenforschung zu originellen Blüten führte. – Die ostdeutsche Gruppe unter den Prähistorikern bildete die eigentliche Apostelschar des Meisters, die das Palladium der ‚nationalen Wissenschaft' hochhielt und trotz der Besonnenheit Segers mehr und mehr den Wert aller Vorgeschichtsforschung an ihrer Auswertbarkeit für die Germanenforschung maß. Selbst wenn man, wie Sie selbst, über die engeren Bezirke hinaussah und hinausgriff, unterließ man nicht, den Rügefinger gegen Leute und Institutionen zu erheben, die nun einmal keinen Anlaß hatten, in ihrem Lebens- und Arbeitsraum Germanenkunde als erste Aufgabe der Urgeschichtsforschung zu sehen. Mit Mißtrauen sah man die Aufarbeitung der schon rein stofflich so mächtigen Römerschicht in West und Süd, mit Selbstsicherheit verurteilte man die vermeintlich ungenügende Schulung in Kossinnas Methode, die zu ungenügenden Ergebnissen führe [M. Jahn 1941]. Als ob der für den Norden fruchtbar gewordene Leitgedanke Kossinnas je zu einer wirklichen Methode, einem ‚kunstgerechten Verfahren' ausgebaut worden wäre, das einen sicheren Weg durch verwickelte und vieldeutige Verhältnisse zu weisen vermocht hätte. Aber lassen wir die Einzelheiten – gewiß ist mir, daß in Ostdeutschland ein unbegründetes Mißtrauen, ein Kantönligeist eigener Art bestand, der nun einmal seine Art nationalen Bewußtseins für die allein richtige hielt und bei aller fachlichen Würdigung in vielen Forschern des Westens und Südens doch so was wie laue Christen sah. Urgeschichte war eben eine hervorragend nationale Wissenschaft, und wer sie nicht zuerst als solche und zwar im Geiste Kossinnas betrieb, konnte nicht so ganz der richtige Mann sein. – So war man an den nationalsozialistischen Umbruch herangekommen. Ich denke mir, daß man im Osten bereit war, nun dem Palladium der nationalen Wissenschaft den Tempel zu errichten und die Tempelwache zu übernehmen. Aber es kam gar nicht erst dazu, denn schon hatte sich Reinerth Kossinnas bemächtigt und in dem von irgend welcher fachlichen Einsicht unberührten Rosenberg einen mächtigen Schutzherrn gesichert. ... Die Ostdeutschen, Kerngruppe der Fachgruppe im Kampfbund, fanden den Reinerthschen Aufstieg vielleicht etwas rasch, aber er trug nun schon die Insignien Kossinnas und war vom Nationalsozialismus gesalbt und seine Gegner (die ihn, so hätte

man sich sagen müssen, von Hause aus kannten) kamen vor allem aus den bemißtrauenswerten Bereichen des Westens und Südens, wo man ohne Bedenken mit Halbjuden arbeitete, wo die Römerforschung zeitweise Germanenforschung überwucherte, wo es einen so laxen Mann gab, der seinen Sohn Schweizer werden ließ und dem heraufkommenden deutschen Entscheidungskampf entzog, wo man bei der Ausbildung von Wissenschaftlern nicht fragte, was sie politisch dächten, kurzum, wo keine gesunde und quellreine nationale Luft wehte und die Vorgeschichte keine hervorragend nationale Wissenschaft, sondern nur eine Wissenschaft war. Das mochten persönlich ganz ehrenwerte Leute sein, so ganz die rechten waren sie nicht. Und man scharte sich um Reinerth, wahrte Parteidisziplin zunächst um jeden Preis und verschloß sich der dämmernden Erkenntnis, daß selbst eine Inthronisierung durch Rosenberg aus einem Lumpen keinen nationalen Vorkämpfer machen konnte. – Das hat der deutschen Vorgeschichte nicht wieder gut zu machenden Schaden zugefügt. Diese paar Jahre, etwa von 1932 bis 1936 haben unsere deutsche Urgeschichtswissenschaft mit in den kommenden Zusammenbruch gejagt, da sie mitten in der sprossenden Saat Gift und Unkraut aufwachsen ließen. Und – so wenigstens sehe ich die Dinge – eine, verzeihen Sie, gewisse Sturheit, ein Nichtaufschließenkönnen zu Weitsicht und zu liberalem Geist bei den sonst so ehrenwerten, tüchtigen und gut deutschen Kollegen im Osten hat einen sehr wesentlichen Teil an der Schuld. Weil man die ‚hervorragend nationale Wissenschaft' nur beim Nationalsozialismus und dem nun einmal von diesem auf den Schild erhobenen Reinerth in wahrer Hut wähnte oder wähnen zu müssen glaubte, hat man die deutsche Urgeschichtswissenschaft beflecken lassen. Heute wissen Sie so gut wie ich um die wissenschaftlichen Dummheiten und mit Schlagworten ausgestopften Hohlheiten, die wir nun vorgesetzt bekamen, um die wissenschaftlich-politisch-weltanschaulichen Bastarde, die da gezeugt wurden und um den Schaden, den wir im internationalen wissenschaftlichen Leben erlitten. ... Ich bin in diesem Kampf auf der Strecke geblieben; die niederträchtige Behandlung, die Reinerth unter Deckung Rosenbergs mir widmete, hat meine Gesundheit zerschlagen und zu der sibirischen Erbschaft des schrittweisen Verlustes der Augen die Herz- und Gefäßerkrankung gefügt, die meine

Arbeitsfähigkeit einschneidend schädigte. Wahrscheinlich hätte ich meine Tätigkeit ‚bei kleinem Feuer' doch weiterführen können, doch als das Eingreifen des SD die von mir niemals verheimlichte Tatsache neu ermittelte, daß mein Sohn ein international bekanntes Jesuitengymansium besuchte, und daraufhin auch Himmler entschied, daß ich für den Dienst an deutscher Vorgeschichtshinterlassenschaft untragbar sei, war für mich das Maß des Erträglichen voll, und ich mußte froh sein, wenigstens meine Pensionierung zu erreichen. Der Versuch, mich in mein schweizerisches Stammhaus zurückzuziehen, mißlang, da mir das Wirtschaftsministerium mein Auslandsvermögen abnahm, sobald ich nach 1938 meine österreichische Staatsbürgerschaft verloren hatte, und da für eine Pensionierung in die Schweiz keinerlei Aussicht bestand. So hat auch mich das Unheil dieser Zeit zerfetzt, und man muß zusehen, was sich aus den Resten überhaupt noch machen läßt."

Während die ersten aus dem Nachlaß Merharts zitierten Dokumente das Unrecht deutlich werden lassen, das er in der Zeit der Gewaltherrschaft erleiden mußte, spricht aus dem letzten Brief Trauer um den Niedergang des Faches, dessen Aufbau zu fördern ihm seit seiner Innsbrucker Habilitation 1924 und erst recht in Marburg so sehr am Herzen lag. Er suchte die Gründe für die moralisch anfechtbare Haltung etlicher Kollegen in der korrumpierenden Wirkung staatlich durchgesetzter Parteiprogramme, der mangelnden Weitsicht Überzeugter und in der rücksichtslosen Karrieresucht derer, die sich arrangierten, weil sie sich Vorteile für ihr Fach und ihre eigene berufliche Existenz versprachen. Der Schaden, den sie damit auch im Ausland anrichteten, scheint ihnen gleichgültig gewesen zu sein. Hätte Merhart während des Krieges von der unheilvollen Tätigkeit des Rosenbergschen Reichsamtes (Reinerth) und des „Ahnenerbes" der SS (Herbert Jankuhn) in den militärisch besetzten Ländern erfahren, sie wäre ihm so fremd gewesen, daß er sie hätte nicht für möglich halten können. Kunstschutz wurde schon im ersten Weltkrieg erfolgreich praktiziert und im zweiten als notwendig anerkannt. Aber alsbald degenerierte der Schutz fremder Kulturgüter zu Beschlagnahme und Raub. Reinerth betrachtete bedeutende Fundstätten und Bibliotheken in Frankreich, Griechenland und der Sowjetunion als willkommenes Mittel, die Hinterlassenschaften „nordrassischer"

Indoeuropäer und Germanen außerhalb ihrer ursprünglichen Wohnsitze zu erforschen; er schreckte weder vor fremdem Eigentum zurück noch vor den Folgen, die sich aus den Empfindungen der Betroffenen ergeben mußten. Jankuhn, als Wikingerforscher und Ausgräber von Haithabu international anerkannt, im Krieg als höherer SS-Offizier und Schützling Himmlers in der Bretagne und Ukraine engagiert, wetteiferte mit Reinerth, den er als unversöhnlichen Gegner sah, um gemeinsame Ziele[50]. Sein „Sonderkommando" übergab museale Bestände aus dem Schwarzmeerraum an örtliche Stellen des Sicherheitsdienstes oder ließ sie ins Altreich transportieren. Das verstieß gegen die Haager Landkriegsordnung; Machtbewußtsein und Wissenschaft kreuzten sich bei beiden Protagonisten auf unverantwortliche Weise (Bollmus 1970, 145ff.; Kater 1974, 155ff.; Hufen 1997.1999).

Fragt man, in wie hohem Grade die Ideologie der staatstragenden Partei die Denkweise der Fachleute geprägt habe, wird man konservative Inhalte in Methode und Zielsetzung von nationalsozialistischer Doktrin zu trennen haben. Sie war allerdings während der sieben Friedensjahre bis zum Beginn des zweiten Weltkriegs weder in ihren kryptischen Grundzügen noch in ihren freibeuterhaften Varianten durchschaubar. Etliche Prähistoriker ließen sich von der vermeintlichen Größe des germanischen Altertums faszinieren, eine Vorstellung, die tief in der geistigen Bewegung der Romantik wurzelte und später noch einmal Vorzeit und Mittelalter in mythisch begründetem Licht erstrahlen ließ. „Völkische Vorgeschichtsforschung", ein Schlagwort jener Zeit, war für manche eine nationale Verpflichtung. Die Ursache dafür ist in dem Unvermögen zu suchen, mit der rasanten Entwicklung von Naturwissenschaft und Technik Schritt zu halten; man konterkarierte die industrielle Herausforderung teils mit sozialistischen Utopien, teils mit der Hinwendung zu den schlichteren Verhältnissen in der Vergangenheit. Verheerender war eine andere Reaktion, nämlich die Interpretation geschichtlicher Vorgänge mit Hilfe der Rassen-

[50] Walter Modrijan, Graz (1911–1981), während des Krieges dienstverpflichtet im „Einsatzstab Rosenberg", erzählte Verf. glaubhaft von grotesken Situationen, besuchten Abgesandte des „Ahnenerbes" dieselben Fundstätten, mit denen er als Geometer beschäftigt war.

lehre, deren noch harmlose Anfänge bis in das 17. Jahrhundert zurückzuverfolgen sind (Henri de Boulainvilliers 1658–1722) und die über Gobineau (1816–1892) auch in Deutschland Fuß zu fassen vermochte, wo sie sich mit den Resultaten Darwinscher Forschung verband. Politische Konsequenzen waren damals begreiflicherweise nicht zu erwarten. Diese zog man aber während der dreißiger Jahre und ließ sie in der Massenvernichtung für unwert gehaltenen menschlichen Lebens gipfeln. Kein deutscher Archäologe hat so gedacht oder sich am Völkermord beteiligt, auch diejenigen nicht, die in brauner oder schwarzer Uniform sich als „Herrenmenschen" fühlen mochten oder doch meinten, es sei opportun, Imponiergehabe zur Schau zu stellen, Lumperei des Stärkeren für legitim zu halten, ja Hilfe denen zu versagen, die unter dem Regime zu leiden hatten. Es sind dies Verhaltensweisen, die unter Diktaturen jedweder Art rasch und ungehemmt zum Vorschein kommen. Weil die verordnete Weltsicht aber an geistiger Potenz nichts hergab, sind auch die theoretischen Grundlagen des Faches nicht wesentlich gefördert worden, wohl aber dessen personeller Ausbau und die Technik der Feldforschung. Der konservative Flügel der älteren wie der jüngeren Generation hielt sich an die bewährten antiquarischen Methoden und brachte Leistungen zustande, deren Rang zur Anerkennung zwingt.

Als der zweite Weltkrieg beendet war und Deutschland in Schutt und Asche lag, ging man mit dem Mut der Verzweiflung an den Wiederaufbau, an dem sich auch Merhart als Pensionist aktiv beteiligt hat. Trotz des materiellen Zusammenbruchs, empfindlicher Zerstörungen im musealen Bereich und beklagenswerter Verluste an hervorragenden Fachgelehrten war er in den fünfziger Jahren abgeschlossen; die Ressourcen in der Forschung sind während der sechziger Jahre erheblich erweitert worden, beim Denkmaldienst, bei den Landesmuseen und im universitären Bereich. Seit es zwei deutsche Staaten gab, entwickelte sich die heimische Archäologie organisatorisch in verschiedener Weise.

8. Versuche marxistischer Indoktrination in der DDR bis 1989

Verfolgt man den Werdegang der archäologischen Einrichtungen in der sowjetischen Besatzungszone, der späteren DDR, aus räumlichem Abstand und ohne selbst an ihm beteiligt gewesen zu sein, erinnert sich aber aus persönlicher Kenntnis der Anfänge bald nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, wird man den zurückgelegten Weg als kurvenreich bezeichnen müssen. Zutreffender zeichnet man ein Gebäude, dessen Grundmauer nach alten Plänen auf planiertem Schutt errichtet wurde, an dessen Stockwerken Architekten wechselnder Schule bauten, teils in solider Mauertechnik, teils mit vorgefertigten Bauteilen, und dessen Bewohner nach Lebensalter, beruflicher Erfahrung und politischer Überzeugung mit der Einrichtung ihres Hauses immer wieder andere Erwartungen verknüpften (aus interner Sicht jetzt Werner Coblenz 1998).

Martin Jahn (1888–1974), langjähriger Mitarbeiter Segers in Breslau und dort seit 1934 Professor an der Universität, seit 1946 Direktor des Landesmuseums in Halle und Professor mit Lehrstuhl, legte der sowjetischen Besatzungsmacht die ersten Pläne für die Reorganisation seines Faches in Mitteldeutschland vor[51]. Unverzagt bildete an der Berliner Akademie eine Kommission für Vor- und Frühgeschichte, ließ sie 1952 in eine Sektion umwandeln und ein Jahr später mit einem Institut verbinden, das zentrale Aufgaben bei Großgrabungen, im Dokumentations- und Publikationswesen und bei der Spezialausbildung der Universitätsabsolventen übernehmen sollte[52]. Er hoffte auf die Wiederherstellung der Reichseinheit, über die das Schicksal der alten Hauptstadt entschieden

[51] G. Smolla, Martin Jahn, 20. September 1888–11. September 1974. Praehist. Zeitschr. 50, 1975, 1 ff.

[52] M. Unverzagt, Wilhelm Unverzagt und die Pläne zur Gründung eines Instituts für die Vorgeschichte Ostdeutschlands (Mainz 1985).

würde. Er meinte, den alten Plan verwirklichen zu können, innerhalb des Deutschen Archäologischen Instituts, in dessen Berliner Zentraldirektion er verblieben war, ein „Reichsinstitut für Vor- und Frühgeschichte" gründen zu können, also der heimischen Archäologie eine zentral gesteuerte Organisationsform zu geben und mit der Etablierung der Akademiesektion diesem Ziele näher zu kommen. Was diesen liberal denkenden, klugen Mann auszeichnete, war bewährte Erfahrung im Umgang mit Redlichen wie mit Opportunisten, war ein untrüglicher Sinn für das wirklich Erreichbare und für wissenschaftliche Leistung. Diese Qualitäten haben Jüngere in der Provinz motiviert, die Dinge in die Hand zu nehmen und das Aufbauwerk auf eigenes Risiko zu beginnen, in Schwerin (Ewald Schuldt), Potsdam (Sieglind Kramer), Halle (Hermann Behrens), Dresden (Werner Coblenz) und Weimar (Günter Behm-Blancke). Es waren die alten Landesmuseen, die hier die Denkmalpflege und die landesgeschichtliche Forschung übernahmen, wobei sich gewisse Schwerpunkte herausbildeten, die dem Forschungsinteresse der Führungskräfte entsprachen. Weimar hat sich außer auf paläolithische Rastplätze auf vorgeschichtliche Kultstätten Thüringens spezialisiert, Dresden auf bronzezeitliche und slawische Burgen, Siedlungen und Gräberfelder, Halle beschäftigte sich vornehmlich mit neolithischen Befestigungen, Potsdam zunehmend mit bronze- und römerzeitlichen Gräberfeldern, Schwerin arbeitete systematisch an neolithischen Großsteingräbern, Friedhöfen der vorrömischen Eisenzeit und an slawischen Burgen. Es war ein anspruchsvolles Programm, das reiche Früchte trug. Die Ergebnisse haben in weit über hundert Jahrbuchbänden der Forschungsstellen ihren Niederschlag gefunden, ferner in zahlreichen Monographien und Katalogen. Das Akademieinstitut führte, teilweise in Zusammenarbeit mit den Landesmuseen, Untersuchungen an historisch bedeutsamen Objekten durch. Neun Unternehmen hatte Unverzagt noch beginnen können (Stadtkernforschung in Magdeburg und Berlin, Grabungen auf slawischen Burgen in Mecklenburg und an der Brandenburger Oder, Pfalz Tilleda am Harz). Dazu kam eine systematische Sammlung und Edition bronzezeitlicher Hortfunde (Wilhelm Albert v. Brunn) und vor- und frühgeschichtlicher Wall- und Wehranlagen, meist Vorhaben, deren Konzeption in die zwanziger

und dreißiger Jahre zurückreichte und die nun in Gang gesetzt oder abgeschlossen werden konnten. Vieles davon wurde in den Schriften der Akademiesektion veröffentlicht, bis zum Ausscheiden Unverzagts 1964 in 19 stattlichen Bänden. Ein Nachrichtenblatt „Ausgrabungen und Funde", auch dies einem bewährten Vorgänger folgend, berichtete regelmäßig aus der archäologischen Forschung des Landes. Schon frühzeitig nahm man schließlich Verbindung zu naturwissenschaftlichen Disziplinen auf, vor allem zur Anthropologie, Domestikationsforschung, Paläobotanik und Radiokarbondatierung. Schließlich ermöglichte Unverzagt seinen Mitarbeitern Reisen nach Westdeutschland und ins Ausland und pflegte den Kontakt zum Schwesterinstitut, der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt (Gerhard Bersu, Werner Krämer). Hier förderte er insbesondere die Zusammenarbeit mit den archäologischen Einrichtungen der Ostblockstaaten. Im Conseil Permanent der Union Internationale des Sciences Préhistoriques et Protohistoriques sorgte er mit den westdeutschen Kollegen für eine Vertretung Deutschlands als Ganzes. Als der fünfte Internationale Kongreß für Vor- und Frühgeschichte 1958 in Hamburg tagte, überreichte dort Unverzagt einen ersten Rechenschaftsbericht als Führer für eine Exkursion der Teilnehmer nach Mittel- und Norddeutschland[53]. Außerdem veranlaßte er, den bei gleicher Gelegenheit von Krämer herausgegebenen Sammelband „Neue Ausgrabungen in Deutschland" mit fünf hervorragenden Beiträgen aus seinem Arbeitsgebiet auszustatten. Es war dies außer dem zweiten, 1967 von der Frankfurter Kommission herausgegebenen, Mecklenburg, Brandenburg und Pommern gewidmeten Band des „Atlas der Megalithgräber Deutschlands" (Sprockhoff) die letzte repräsentative Publikation, bei der der historische Deutschlandbegriff für alle Autoren noch einen gemeinsamen Inhalt hatte und als Hoffnung galt[54]. Mit dem Mauerbau an der Westgrenze der DDR 1961 wurde sie zuschanden. Der Versuch Unverzagts, sein Institut dereinst zu einer gesamtdeutschen Einrichtung werden zu lassen, erwies sich zu diesem Zeitpunkt als Illusion.

---

[53] Ausgr. u. Fde. 3, 1958, 149–364.

[54] Deutsche Mitglieder des Dt. Arch. Inst. sind in dessen Verzeichnis bis 1980 unter „Deutschland" aufgeführt, danach getrennt unter „BRD" und „DDR".

Wieder waren es die ideologisch begründeten politischen Verhältnisse, die ihn zum Scheitern brachten. Der Prozeß setzte bereits während der fünfziger Jahre ein, in der Vor- und Frühgeschichtsforschung mit einem Aufsatz Karl-Heinz Ottos (1915–1989) „Archäologische Kulturen und die Erforschung der konkreten Geschichte von Stämmen und Völkerschaften" im ersten Band der von ihm begründeten Zeitschrift „Archäologisch-Ethnographische Forschungen" (abgekürzt: EAZ) 1953 und mit seiner Habilitationsschrift, die er unter dem Titel „Die sozialökonomischen Verhältnisse bei den Stämmen der Leubinger Kultur" in demselben Organ veröffentlichte (EAZ 3, 1955). Einen ersten Höhepunkt fand der Vorgang in seinem 1960 gedruckten Lehrbuch „Deutschland in der Epoche der Urgesellschaft". Otto war seit 1954 Dozent an der Berliner Humboldt-Universität (1960 Lehrstuhlinhaber) und Gründer der Fachgruppe für Vor- und Frühgeschichte in der Deutschen Historiker-Gesellschaft (1958), die „den dialektischen und historischen Materialismus anzuwenden und zu verbreiten, den wissenschaftlichen Meinungsstreit zu entfalten und die sozialistische Erziehung und Bewußtseinsbildung zu fördern" sich als Aufgabe setzte (Sammelband der ersten Fachgruppentagung 1959 „Aus Ur- und Frühgeschichte" [1962]).

Es mochte durchaus verständlich sein, daß Otto das Geschehen in schriftloser Vergangenheit inhaltlich zu periodisieren und die altüberlieferten, von der Art des Fundstoffs bestimmten archäologischen Zeiteinteilungen und Kulturbegriffe zu überwinden versuchte. Denn niemandem blieb verborgen, daß archäologische Termini zwar die Ordnung des Fundstoffs nach Raum und Zeit erleichtern, aber nur ausnahmsweise den geschichtlichen Verlauf kennzeichnen. Schriftlose Kulturen nach dem Werdegang ihres Gefüges zu untersuchen und mit Hilfe ihrer Hinterlassenschaften Kriterien zur Wiedergewinnung ihrer Gemeinschaftsbildung, Wirtschaftsweise, Denkart und religiösen Überzeugungen zu finden, scheiterte meist an der Lückenhaftigkeit der Quellen und an ihrer diskontinuierlichen Überlieferung. Daraus zog die internationale Forschung den Schluß, historisch relevanten Quellenstoff gewinnen zu müssen, sei es durch fachgerechte Verarbeitung musealer Materialien, sei es durch vollständige Aufdeckung von Siedlungen (und zugehörigen Gräberfeldern), weil sie über die Wirt-

schaftsweise und das soziale Verhalten tiefgreifende Einsichten in den Aufbau des jeweiligen Kultursystems erwarten lassen.

Otto dagegen benutzte ein vorgegebenes Etappenschema, das er in der (älteren) sowjetischen Forschung angewendet fand und dessen Wurzeln in der wissenschaftlich veralteten „Ancient Society" des amerikanischen Ethnographen Lewis Morgan (1877) und in dem davon abhängigen Werk von Friedrich Engels über den „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates" (1884) steckten. Otto bestimmte den Ort der Kulturen innerhalb der sozio-ökonomischen Etappenfolge und zwar mit Hilfe der archäologischen Aussagen zum Stand der „Produktivkräfte" und der Eigentumsverhältnisse an den Produktionsmitteln. Sie allein entschieden (nach marxistisch-leninistischer Lehre) über den Grad der Vergesellung, die Hierarchie innerhalb der Gemeinschaften und über die Art der Herrschaftsbildung.

Otto begriff sehr wohl, daß sozialökonomische Theoriebildung genereller Art und in marxistischem Sinne aus den Bodenfunden allein nicht zu gewinnen sei. Deshalb hatte er schon 1953 zusammen mit H. Kothe die bereits genannte Zeitschrift gegründet. Ein Werk der Berliner Ethnologin Irmgard Sellnow über „Grundprinzipien einer Periodisierung der Urgeschichte" (1961) hatte die nach Lage der Dinge notwendige Hinwendung der Vor- und Frühgeschichte zur Völkerkunde nachhaltig beeinflußt. Das Buch erschien im gleichen Jahr wie die Marburger Habilitationsschrift von Reinhard Wenskus („Stammesbildung und Verfassung" 1961) aus der Schule Walter Schlesingers, dessen verfassungs- und sozialgeschichtliche Schriften in der DDR damals und später bemerkenswerterweise so gut wie gar nicht zur Kenntnis genommen worden sind. In Berlin behandelte man den vielschichtigen Stoff auf ganz andere, simplifizierende Weise und zwar in so radikaler Konsequenz, daß sich die Stellung des Faches innerhalb der historischen Disziplinen verschob und es inhaltlich neu definiert werden mußte, um es der zum Dogma erhobenen marxistischen Lehre anzupassen. Gemeinsam mit der Ethnologie, der Paläolinguistik und der physischen Paläoanthropologie sollte es sozialen Wandel als ökonomisch determiniertes Geschehen erforschen und die mit archäologischen Mitteln hergestellten Zustandsbeschreibungen dynamisieren. Die Vor- und Frühgeschichte wurde zu einer „Legi-

timationswissenschaft" der herrschenden Staatsideologie. Dementsprechend nahm die Erörterung solcher Fragen einen breiten Raum in der Zeitschriftenliteratur jener Jahre ein, besonders in den Berichten der Fachgruppe innerhalb der deutschen Historiker-Gesellschaft (im Präsidium Otto und später sein Schüler Joachim Herrmann, seit 1955 Mitarbeiter im Institut der Akademie).

Das Ergebnis ließ sich vorausschen: Archäologie wurde zu einer Teildisziplin der Ur- und Frühgeschichtsforschung neuer Art; sie sollte alle diejenigen Fächer zusammenfassen, die sich mit den Produktionsbedingungen und ihren Folgeerscheinungen bis zur Auflösung der „Urgesellschaft" und bis zur Bildung der „feudalen Klassengesellschaft" beschäftigen. Bei derartigem Engagement Ottos war es nur eine Frage der Zeit, ihn an entscheidender Stelle wirken zu sehen: Nach dem Ausscheiden Unverzagts übernahm er 1964 die Direktion des Akademie-Instituts.

Auch hier löste er einen Wandel in den Zielvorstellungen aus. Zwar wurde die von Unverzagt begonnene Geländeforschung fortgesetzt, ja sogar um mehrere Unternehmen auch im Ausland (Ägypten, Sudan) erweitert, auch erhielt die Vor- und Frühgeschichte alter Form in der „Zeitschrift für Archäologie" (ZfA 1,1967ff.) ein selbständiges Publikationsorgan, schon deshalb, weil eine Mitarbeit an der von Unverzagt gesamtdeutsch herausgegebenen „Prähistorischen Zeitschrift" unterbunden werden sollte. Aber im Vordergrund standen die Vorbereitungen für Gesamtdarstellungen historisch wichtiger Epochen Mitteleuropas. Otto richtete einen ersten Arbeitskreis aus Prähistorikern, Archäologen, Historikern, Linguisten und Naturwissenschaftlern ein, nämlich 1965 die Projektgruppe „Geschichte und Kultur der Slawen in Deutschland", im gleichen Jahr wie die von sowjetischer Seite ins Leben gerufene „Union internationale d'Archéologie Slave", die 1970 unter der Präsidentschaft Ottos in Berlin tagte und von ihm ein im Institut angefertigtes Handbuch „Die Slawen in Deutschland" entgegennahm. Während die einzelnen Artikel weitgehend dem Stand solider Forschung entsprachen, führte Joachim Herrmann im Vorwort aus, auf welchen Grundlagen die Auseinandersetzung zwischen Slawen und Deutschen bis hin zur Kolonisationsbewegung während des 12. und 13. Jahrhunderts beruhte. Sie sei eine Folge der unter herrschaftlichem Druck entstandenen Klassenbil-

dung innerhalb des fränkischen und ottonischen Reiches gewesen. Die Klassenbildung sei während der Eroberungszüge teilweise auf die Führungsschicht slawischer Stämme übertragen worden, was einerseits zu erster Staatlichkeit und zu beschleunigter sozialökonomischer Entwicklung geführt, andererseits den Klassenkampf der unteren, bäuerlichen Schichten mobilisiert, aber deren Differenzierung verlangsamt habe. Sie seien auf der Stufe der „militärischen Demokratie" stehengeblieben. Nähme man das Schicksal der Sorben als Beispiel, zeige sich, „wie die Entwicklung von Sprache und Kultur ... auf das engste von den sozialen Auseinandersetzungen, vom Kampf der Klassen abhängig" gewesen sei. „Erst die Beseitigung der Ausbeuterklasse führte auch zur Aufhebung der über tausendjährigen nationalen Gegensätze, die letztlich Gegensätze zwischen einer im wesentlichen deutschsprachigen Ausbeuterklasse und der sorbisch sprechenden arbeitenden Klasse der Bauern und unteren Schichten der Städte waren".

Schon 1966 etablierte sich ein zweiter Arbeitskreis, diesmal für die Geschichte und Kultur der germanischen Stämme. Der erste Band des Handbuches (1976) beschreibt die Verhältnisse bis zum 2. Jahrhundert n. Chr. Geb., der zweite (1983) die Zeit vom 3. Jahrhundert bis zur Merowingerzeit. Der Herausgeber, Bruno Krüger, seit 1957 im Akademie-Institut tätig, definierte in der Einleitung das Ziel der Darstellung als Versuch, „die Triebkräfte der gesellschaftlichen Entwicklung im Rahmen der gentilen Ordnung", die „Auflösung dieser Gesellschaftsordnung", den einsetzenden „gesellschaftlichen Differenzierungsprozeß, vorrangig die sich verändernden Eigentumsverhältnisse an den Produktionsmitteln, Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnisse sowie den Ausbau der Macht des Gentiladels" als historische Faktoren zu beurteilen (Otto Bd. 1, 30: „Die Erkenntnis, daß der historische Materialismus die einzige Geschichtsmethodologie ist, die es ermöglicht, Analyse und Synthese, Verallgemeinerung und Beschreibung, Gesetzmäßigkeit und Zufälligkeit bei der Aufhellung historischer Prozesse zu berücksichtigen und richtig miteinander zu verbinden, bestimmt die wissenschaftlichen Arbeiten in der Ur- und Frühgeschichtsforschung"). Bei solcher Methode und Zielsetzung muß das Werk als total mißlungen bezeichnet werden. Viele Artikel stammen aus der Hand „bürgerlicher" Autoren, weil man

ideologisch geprägte Spezialisten nicht in dem Umfang fand, der notwendig gewesen wäre. Diese Beiträge sind durchweg an den Quellen orientiert und Zustandsbeschreibungen wechselnder Qualität. Gleichzeitig erschienen ein von Berliner Althistorikern und Archäologen verfaßtes Sammelwerk über die politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung in den römischen Provinzen während des 3. und 4. Jahrhunderts (Rigobert Günther u. Helga Köpstein [Hrsg.], „Die Römer an Rhein und Donau" [1975]) und ein von der Historiker-Gesellschaft herausgegebener Band über die Auseinandersetzungen zwischen Römern und Germanen, die als Zusammenstoß von römischer Sklavenhalter- und germanischer Gentilgesellschaft beschrieben wird (Heinz Grünert, Nachfolger Ottos auf dem Berliner Lehrstuhl, „Römer und Germanen in Mitteleuropa" [1975]).

Alle diese Erzeugnisse wurden während der sechziger Jahre in Team-Arbeit vorbereitet, woraus sich zwangsläufig eine von der Unverzagt'schen Konzeption abweichende Organisationsform der Forschung ergab. Als Joachim Herrmann, damals 37 Jahre alt, die altertumskundlichen Einrichtungen der Akademie im Rahmen der Akademie-Reform 1969 in einem „Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie" zusammenzog (Stellvertreterin: I. Sellnow), wandelte er die Einrichtung für Vor- und Frühgeschichte zu einem „Forschungsbereich" unter mehreren anderen um (Bereichsleiter bis 1977: Otto, danach Krüger). Dadurch und durch Ergänzung des Stellenplans (17 promovierte und 7 magistrierte Wissenschaftler, 5 Naturwissenschaftler) ließ sich noch konzentrierter an größeren historischen Gesamtdarstellungen mitwirken, an einem „Grundriß der Geschichte des deutschen Volkes" (1974) und einem ersten Band einer „Deutschen Geschichte" (1982), ferner an mehreren Sammelwerken mit übergreifenden Themen in einer neu eingerichteten Reihe des Zentralinstituts, den „Veröffentlichungen", darin „Beiträge zur Entstehung des Staates", „Die Rolle der Volksmassen in der Geschichte der vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen", „Produktivkräfte und Gesellschaftsformationen in vorkapitalistischer Zeit" und „Familie, Staat und Gesellschaftsformation" (als Autoren beteiligt auch Herrmanns Frau Ursula, Professorin am Ostberliner Institut für die Geschichte der Arbeiterbewegung, und Jutta Gysi, ebendort) sind nur einige Bei-

spiele für den sehr ernsthaft unternommenen Versuch, dem marxistisch-leninistischen Dogma in der altertumskundlichen Forschung gerecht zu werden. Die Ungleichartigkeit beim Wandel der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in den Kulturen der Antike im Gegensatz zur behaupteten Gesetzmäßigkeit des Verlaufs in Etappen warf immer wieder von neuem zahlreiche (Schein-) Probleme auf, die dem Lehrgebäude adäquat terminologisch erfaßt und aufgeklärt werden mußten. Rund 30 Schriften hat Herrmann seit 1965 zu diesem Fragenkreis verfaßt. Stets erwies er sich dabei als geschickter Dialektiker, und deshalb war er fähig, das alte Formationsschema der marxistischen „Klassiker" auszubauen, die Bildung der Formationen vorsichtig von der Produktionsweise zu lösen und über die treibenden Kräfte nachzudenken, welche den Wandel auslösten, wobei er auch die Veränderungen der natürlichen Umwelt auf den wirtschaftenden Menschen als Faktor anerkannte. Demgegenüber blieben die ideologisch geprägten Schriften seiner Mitarbeiter (vor allem Bruno Krüger, Peter Donat, Hansjürgen Brachmann und Joachim Henning) nicht allein quantitativ erheblich zurück, sondern auch qualitativ. Man gewinnt den Eindruck von Pflichtübungen, die über allgemeine Redensarten nicht hinausgingen. Dennoch kann kein Zweifel sein, daß sie an diesen Sammelwerken sich beteiligt und dadurch zur Propagierung des Historischen Materialismus als „wissenschaftlicher" Methode beigetragen haben. Wenn ein (inzwischen verstorbener) Mitarbeiter sagte, solche Bücher seien vornehmlich für die Führungsschicht der SED gedacht gewesen und hätten die archäologische Forschung innerhalb des Instituts so gut wie gar nicht berührt, mag das subjektiv richtig sein, wenn man vom Arbeitsaufwand bei der Redaktion absieht. Aber in noch viel höherem Maße als während der nationalsozialistischen Ära, deren unheilvolle Wirksamkeit auf vor- und frühgeschichtlichem Gebiet jeder Mitarbeiter kannte und verurteilte, war weder ein Leser außerhalb des Faches noch ein Student in der Lage, die Autorität der Herausgeber und der Verfasser, von denen man sich beruflich abhängig fühlte, in den Wind zu schlagen und sich ein eigenes Urteil zu bilden. Wenn Hauptfachstudenten, nurmehr auf wenige Universitäten angewiesen (Berlin, Halle), und Hochschulabsolventen, die in der Akademie ihre Spezialausbildung erhalten sollten, nach mini-

sterieller, von Herrmann und Grünert in einem „Beirat" entworfener Studienordnung (1975) dazu aufgerufen wurden, „die Entstehung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaft ... in allen konkreten sowie den allgemein-theoretischen Fragen des gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses erforschen zu lernen, sich mit pseudowissenschaftlichen bürgerlichen und revisionistischen Konzeptionen auf diesen Gebieten parteilich auseinanderzusetzen" (von 36 Lehrgegenständen entfielen fünf auf marxistisch-leninistische Grundlagenfächer), dann wird abermals deutlich, welche bewußt in Kauf genommene Verantwortung mit solchen Publikationen verbunden war.

Sie scheinen jedoch nicht allein der politischen Schulung gedient zu haben, sondern auch dem Abgrenzungsstreben gegenüber der Bundesrepublik nach dem Grundlagenvertrag zwischen beiden deutschen Staaten 1972[55]. Gewonnenes Selbstbewußtsein drückte sich jetzt vermehrt auch in den Geisteswissenschaften aus, nach innen gewandt durch zentrale Steuerung bei zielbewußter Planung und strikter Durchführung von Auftragsarbeit (1978: Wissenschaftlicher Rat für Archäologie und Alte Geschichte), nach außen durch offizielle Vertretung des Staats in internationalen Fachgremien (Gründung eines Nationalkomitees). Nicht mehr individueller Kontakt, sondern die höheren Orts zusammengestellte Delegation regelte, was man zu sagen hatte. Besuchte man das Ausland,

[55] Trotzdem bemühten sich Parteien, Behörden und kulturelle Institutionen der Bundesrepublik um engere Verbindungen mit Kollegen der DDR: Joachim Herrmann wurde zum o. Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts gewählt, wohl um Reisegenehmigungen für „bürgerliche" Gelehrte zu erleichtern, vergeblich, wie zu erwarten war. – Herrmann hielt im Römisch-Germanischen Zentralmuseum zum 70. Geburtstag seines ehemaligen Generaldirektors Kurt Böhner 1984 den Festvortrag („Archäologische Zeugnisse zur Entstehung des Feudalismus in Mitteleuropa"). – So verschieden die Beweggründe für solche Kontakte gewesen sein mögen, aus der Sicht der DDR waren sie auf höchster Ebene schon deshalb willkommen, weil sie als Anerkennung der eigenen Leistungen verstanden wurden, als Informationsquelle zu nutzen waren und damit gerechnet werden durfte, daß die Gesprächspartner des „bürgerlichen" Auslands entweder mit der Politik der DDR sympathisierten oder vor dem Unheil die Augen schlossen, das ihnen nicht verborgen bleiben konnte. Wer nicht zum „Reisekader" zugelassen wurde, hatte das Nachsehen. – Zur Situation der Geschichtsforschung in der DDR mehrere Aufsätze (W. Kütter, K. Blaschke, R. Eckert u. W. J. Mommsen) in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beil. z. Wochenztg. Das Parlament B 17–18/92 (Bonn) 17. 4. 1992.

vor allem die Bundesrepublik, hatte man bei Antritt und nach Abschluß der Reise zu berichten. Auch politische Nützlichkeit entschied; man brach Beziehungen ab, wenn sie es verlangte. Die Residenz des alten Deutschen Archäologischen Instituts in Westberlin verstieß nach sowjetischer Auffassung gegen das Viermächteabkommen. Also schlug man u.a. Einladungen dieses Instituts zur Jubiläumsfeier 1979 aus, veranlaßte ausländische Delegationen, auf den Besuch der Veranstaltungen zu verzichten, und versuchte sogar einmal, den Schriftentausch mit dieser Forschungsanstalt der Bundesrepublik zu unterbinden.

Neben zahlreichen Sammelwerken in den „Veröffentlichungen" wurde das Ausgrabungsprogramm des Institutes fortgesetzt und erweitert, auch im Ausland (Bulgarien: Krivina 1972–1981; Karasura 1981–1989. – Sowjetunion: Tanais 1984. – Ägpten: Tell Basta 1988/89. – Sudan: Meroe. – Syrien: Abu Hagaira 1988/89). Von 18 mittel- und langfristigen Unternehmen in der DDR waren vier bereits unter der Leitung Unverzagts begonnen worden (Lebus, Dessau-Mosigkau, Tornow und Tilleda). Alle zusammen verteilten sich auf die Länder Mecklenburg-Vorpommern (5), Brandenburg (6), Sachsen-Anhalt (3) und Thüringen (4), in chronologischer Folge auf die späte Bronze- und vorrömische Eisenzeit (1), die römische Kaiserzeit (3), der überwiegende Teil auf das frühe und hohe Mittelalter, davon allein 6 auf slawische Anlagen. Diese Begrenzung entsprach sowohl einem Abkommen zwischen den Forschungsstellen der Bezirke, die sich ihrerseits bei Plangrabungen auf bestimmte Themenkreise beschränkten, sich jedoch keineswegs durchgehend daran halten konnten, als auch der Interessenlage des Akademieinstitutes, das zwar mit Recht in der Entstehung mittelalterlicher Herrschaftsformen ein zentrales Problem für die Anfänge deutscher Geschichte erblickte (nicht anders die Mediävisten der Bundesrepublik), sich aber bei keiner Epoche günstigere Möglichkeiten versprach, für die Frage nach dem Werden der „Klassengesellschaft" und des „feudalen" Staates mit der „Methode" des Historischen Materialismus ideologisch akzeptable Lösungen zu erreichen.

Eine knappe Zusammenstellung der Grabungsergebnisse, die das Institut und die Forschungsstellen der Bezirke (Museen, Denkmalämter) vorzuweisen hatten, findet man in einem zweibändigen,

von Herrmann zum vierzigjährigen Staatsjubiläum herausgegebenen Sammelwerk „Archäologie in der Deutschen Demokratischen Republik" (1989), zu dessen darstellendem Teil er außer einer schwachen Einleitung mehrere frühgeschichtlich orientierte Kapitel beigesteuert hat (AuF 33, 1988, 265ff.). Die Grabungstechnik, im Akademie-Institut von Unverzagt geschult, entsprach dem üblichen Standard. Spitzenleistungen, die manches Objekt seiner historischen Bedeutung wegen erfordert hätte, blieben selten, urteilt man nach den Publikationen, meist allerdings nur kurze Vorberichte. Erschienen nach dem Ausscheiden Unverzagts Monographien, fällt die Gewichtung sicherer aus. Ewald Schuldt (1914–1987), Leiter der Schweriner Forschungsstelle, publizierte 1965 die Resultate der zusammen mit Unverzagt durchgeführten Grabungen (1956–1961) in dem spätslawischen Burgwall von Behren-Lübchin (Schr. Bd. 19), 1985 die Untersuchungsergebnisse (1973–1980) in der slawischen Befestigung mit Kulthalle des 9./10. Jahrhunderts in Groß Raden (Schr. Bd. 39). Herrmann behandelte die slawischen Burgen von Tornow und Vorberg aus dem 8.–10. Jahrhundert (Schr. 21 [1961]) und 1973 zusammen mit Dieter Warnke die spätkaiserzeitlichen und slawischen Flachsiedlungen des Umfelds (Schr. 26), wo überall Braunkohletagebau Flächenuntersuchungen erzwang (1961/62, 1965–1969) und deshalb wohl nicht mit der Sorgfalt hatte gegraben werden können, wie es wünschenswert gewesen wäre. Immerhin sind hier erstmals Kontakte zwischen ansässiger germanischer und zugewanderter slawischer Bevölkerung erwogen worden, ein Thema, dem Krüger in der frühslawischen Siedlung von Dessau-Mosigkau 1962–1964 nachgegangen war (Schr. Bd. 22 [1967]) und das mehrere andere Felduntersuchungen und Studien veranlaßt hat. Er hat dann noch einmal 1968–1981 in der germanischen Siedlung aus der späten Kaiser- und Völkerwanderungszeit von Waltersdorf (Königs Wusterhausen) gegraben und die Ergebnisse in Bd. 43 der Schr. vorgelegt (1987). Das Resultat blieb jedoch weit hinter den Erwartungen zurück. Wieder Slawischem widmete sich Donat 1967–1971 in einem Wallschnitt der Mecklenburg und in einer Teiluntersuchung der Vorburgsiedlung. Dort gelang es, eine gesicherte Stratigraphie vom 7. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts zu gewinnen (Schr. Bd. 37 [1983]). Langjährige Feldforschung (1937–1939,

1963–1973) galt der Königspfalz Tilleda. Paul Grimm (1907–1993) leitete sie höchst erfolgreich und veröffentlichte die Ergebnisse 1968 und 1990. Grabungen in prähistorischen Siedlungen waren im Gegensatz zu langfristigen Unternehmen in frühgeschichtlichen Anlagen und deren Umfeld viel seltener. Hermann Behrens förderte als Direktor des Landesmuseums in Halle Untersuchungen an offenen und befestigten Plätzen des Neolithikums im Mittelelbe-Saale-Gebiet und bezog ihre Ergebnisse in eine Gesamtdarstellung der damaligen Kulturverhältnisse ein, insofern eine selbständige Leistung hohen Niveaus, weil er das Werk unabhängig von der marxistischen Lehre konzipiert und zum Druck gebracht hat (1973). Am Befund orientiert und selbständig durchdacht, beschrieb Werner Coblenz seine Grabungen in Burgen der Bronze- und frühen Eisenzeit Mitteldeutschlands (zusammenfassend 1982). Fritz Horst (1936–1990) deckte 1969–1973 Anlagen aus der gleichen Zeit in Zedau (Altmark) auf und publizierte den verwickelten Befund 1985. Von erheblicher Bedeutung sind die von ihm sicher richtig interpretierten Brandopferstellen, die Einblicke in die religiösen Überzeugungen der Zeit gestatten. Alle Berichte sind angereichert durch naturwissenschaftliche Beiträge (Anthropologie, Botanik, Zoologie). Die meist äußerst kurzgefaßte Darstellung erschwert allerdings eine Prüfung der Befunde und ihrer Interpretation. Das trifft vor allem auf die Baubefunde zu. Die Rekonstruktion der Gebäude (Häuser, Speicher u.a.m.) ist vielfach unbefriedigend (Tornow II, Waltersdorf, Zedau). Bauordnung und Baufolge entziehen sich meist der Beurteilung. Bei Flachsiedlungen mag die Analyse der Feldpläne oft schwierig sein, aber es gibt doch Praktiken, die sie gestatten. Hier fehlte es an Kontakten mit erfahrenen Ausgräbern der Bundesrepublik (Wilhelmshaven, Kiel, Köln, Frankfurt). Mangelhaft sind ferner die Ordnungskriterien für die keramischen Fundeinschlüsse. Man wüßte gern mehr über deren quantitative Zusammensetzung innerhalb der Siedelphasen und über den Wandel der Gefäßsätze im Verlauf der Zeit. Meist ist die Tonware nur in dürftiger Auswahl abgebildet, so daß solche Studien an Hand der Publikationen unterbleiben müssen.

Bei Druckvorhaben hatten die Autoren in der Regel wohl den vorgegebenen Umfang zu beachten, also nicht nach eigenem Ermessen publizieren können. Die verstaatlichten Verlage eliminier-

ten außerdem politisch verdächtige Passagen, wonach sich vor allem „bürgerliche" Wissenschaftler schon beim Schreiben richten mußten. Auf manche von ihnen ließ sich ihrer außergewöhnlichen Fähigkeiten wegen nicht verzichten, selbst wenn sie sich weigerten, der staatstragenden Einheitspartei beizutreten. Wahrten sie Loyalität, gewährten die Behörden solchen Spitzenkräften einen gewissen Spielraum, engten ihn aber insofern wieder ein, als sie persönliche Kontakte mit Kollegen des Auslands nach Möglichkeit verhinderten; Briefe und Buchsendungen von dort wurden vielfach kontrolliert. Die Älteren nahmen das gelassen hin, hatten sie doch Erfahrungen im Umgang mit der Gewaltherrschaft der dreißiger Jahre sammeln können; Jüngere waren seit ihrer Schulzeit daran gewöhnt, Entscheidungen ihren Erziehern zu überlassen; andere entschlossen sich zu aktiver „gesellschaftlicher" Mitarbeit, traten in der Öffentlichkeit als überzeugte Sozialisten marxistischer Prägung auf und gaben sich unter Bedrängnis sogar zu Spitzeldiensten her. Das sind Verhaltensweisen, die nicht billigen wird, wer Diktaturen nur von außen zur Kenntnis nimmt. Doch muß er danach fragen, ob der Wille zur Macht verwerfliches Tun entschuldigen oder bloßer Gehorsam es rechtfertigen könne und ob psychischer Druck daran beteiligt gewesen sei, wenn es galt, die eigene Schwachheit zu überwinden und Geborgenheit im Kollektiv zu finden.

Überblickt man die archäologische Forschung in der DDR, wird offizieller Betrieb von persönlicher Leistung zu unterscheiden sein, die unbestreitbar überall zu sehen ist. Das bewußt geförderte Spezialistentum ist wohl allenthalben als Möglichkeit verstanden worden, gründlicher die reiche dingliche Überlieferung einer Region oder eines Zeitalters kennenzulernen, sich gezielt in der steigenden Flut an Fachliteratur zurechtzufinden und auf diese Weise tiefer in die Lebensformen schriftloser oder schriftarmer Völker einzudringen. Außerdem käme sie, argumentierte man, den speziellen Arbeitsplänen der Forschungsstellen in den Bezirken entgegen; Aufgabenteilung gewährleiste leichter gleichgewichtige Überblicke als unabhängige Entscheidung bei persönlicher Themenwahl. Das war freilich nur bei zentralistischer Lenkung möglich. Sie bezog sich nicht etwa auf denkmalpflegerische Maßnahmen, sondern auf den eigentlichen Forschungszweck, nämlich die Etap-

pen der Sozialgeschichte und deren Faktoren wiederzugewinnen. „Modelle" lieferte der Historische Materialismus, ohne daß die Aussagekraft archäologischer Befunde quellenkritisch geprüft und den wechselseitigen Beziehungen der kulturellen Variablen nachgegangen worden wäre. Man sprach von „Produktivkräften", kannte aber außer einigen Produktionsmitteln die Faktoren nur ungenau, die notwendig waren, um Güterproduktion ingangzusetzen, ferner von „Produktionsverhältnissen", obwohl die sozialen Relationen zwischen den Menschen und ihrer Stellung im Produktionsprozeß unbekannte Größen blieben. Trotz vierzigjähriger Zwangsherrschaft blieb wenigstens die archäologische Landesforschung auch dort intakt, wo überzeugte Parteigenossen sie geleitet haben (dazu Werner Coblenz 1998), selbst wenn staatliche Direktive deren Spielraum je nach ideologischer Nützlichkeit bestimmte. Gewöhnlich beschränkten sie sich auf regelmäßige Sachberichte, verzichteten jedoch darauf, aus den Befunden Theorien abzuleiten, die der verordneten Sicht entgegenstanden. Wo es ausnahmsweise dennoch geschah (etwa Hermann Behrens 1973), fiel es schwer, eine Publikation durchzusetzen.

9. Alte und neue Wege

Ein Defizit zu quellenkundlich fundierter Theoriebildung ist in der prähistorischen Forschung West- und Süddeutschlands ebenfalls spürbar, wenn auch aus anderem Grund. Ernst Wahles Bedenken „Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen" (1941) blieben keineswegs unbeachtet und lösten bei Martin Jahn (damals noch Breslau) heftigen Widerspruch im Sinne seines Lehrers Kossinna aus[56]. Aber nach dem Kriegsende wurde Wahles wichtige Schrift kaum mehr problemorientiert erörtert, nicht etwa deshalb, weil man sich davor fürchtete, Anhänger „völkischer Vorgeschichtsforschung" zu sein, wie das mitunter behauptet wird, sondern es vorzog, den Wiederaufbau zerstörter Museen, Denkmalämter und Universitäten zu fördern und wenn möglich diejenigen Unternehmen fortzusetzen, die schon während der zwanziger und frühen dreißiger Jahre begonnen worden waren und Ertrag versprachen. Das föderale Gefüge der Bundesrepublik schloß eine zentrale, maßgebende Behörde für kulturelle Angelegenheiten aus. Sie wurden der Schirmherrschaft der Länder übertragen, bei Aufgaben von allgemeinem Interesse einem Gremium aus Vertretern von Bund und Ländern (Museen aus preußischem Kulturbesitz wie in Berlin oder zentrale Einrichtungen wie in Mainz), während das Deutsche Archäologische Institut zunächst beim Bundesinnenministerium, dann beim Auswärtigen Amt ressortierte. Stiftungen und die „Deutsche Forschungsgemeinschaft", Körperschaft öffentlichen Rechts, leisten Hilfe bei Projekten größeren Umfangs, wenn die von allen beruflich Tätigen frei gewählten Gutachter sich zu positiver Prognose entscheiden.

Für mehrere Jahre stand der Wiederaufbau zerstörter Forschungsinstitute, Museen, Denkmalämter und Universitäten an erster Stelle. Was allein bei öffentlichen Baumaßnahmen in Berlin, Schleswig, Hamburg-Harburg, Hannover, Wilhelmshaven, Mün-

---

[56] M. Jahn 1941.

ster, Köln, Bonn, Trier, Mainz, Frankfurt, Stuttgart und München entstand, schuf hervorragende Arbeitsmöglichkeiten auch für unser Fach, dessen auswärtige Kontakte, nach dem ersten Weltkrieg besonders gepflegt, durch politisch „unbelastete" Gelehrte alsbald wiederhergestellt worden sind. Der noch von Bersu geleitete fünfte Internationale Kongreß 1958 in Hamburg belegte das eindrucksvoll. Hatte die Römisch-Germanische Kommission diese Beziehungen als eine ihrer vornehmsten Aufgaben wahrgenommen, intensivierte die Berliner Zentraldirektion sie noch, indem sie später in Bonn eine Kommission für Vergleichende und Allgemeine Archäologie (Hermann Müller-Karpe) und kürzlich in Berlin eine eigene Abteilung für archäologische Forschungen in Eurasien einrichtete (Hermann Parzinger)[57]. Innerhalb Deutschlands erweiterten die Denkmalämter ihre Kapazität durch Zweigstellen in den Regierungsbezirken der Länder, während Landkreise und kreisfreie Städte Archäologen in ihre Kulturabteilungen beriefen. Nimmt man die Universitäten hinzu, die während der sechziger Jahre Vor- und Frühgeschichte in ihren Grundfächerkatalog aufnahmen, wuchsen dem Fach Ressourcen zu, welche die relativ bescheidenen Forschungsmittel der Vorkriegsjahre um ein Vielfaches überstiegen. Das wirkte sich auch auf die Bibliotheken aus. Die Zahl der Fachzeitschriften und Monographien nahm im In- und Ausland derart zu, daß nur mit erheblichem Zeitaufwand eine systematische Übersicht zu neuer Literatur anhand von Datenbanken und Bibliographien gewonnen werden kann; allein die Frankfurter Kommission erwirbt jährlich mehr als 3000 Neuerscheinungen. Die Folge davon ist eine Spezialisierung schon der Studierenden auf noch überschaubare Teilgebiete, meist räumlich und zeitlich begrenzte Arbeitsfelder. Das ist zwar auch in anderen Disziplinen der Fall, wirkt sich aber auf historisch orientierte Wissenschaften insofern negativ aus, als sie bei der Interpretation ihrer Quellen auf komparatistische Verfahren angewiesen sind, worüber noch ausführlicher zu sprechen sein wird.

Die fachliche Grundlagenforschung wurde davon weniger berührt; sie hat seit Kriegsende erhebliche Fortschritte aufzuweisen.

[57] Kossack, Geschichte und Aufgaben der archäologischen Erforschung Mittelasiens an der Schwelle zur frühen Eisenzeit. Eurasia Antiqua 1, 1995, 15ff.

Alle Heuristik beginnt damit, Wissensquellen wiederzugewinnen und zu beschreiben, in unserem Fall Befunde und Fundeinschlüsse, die entweder obertägig noch sichtbar oder unter Flur verborgen sind. Archäologische Landesaufnahme, während der zwanziger Jahre begonnen, hat Fundlandschaften topographisch, formenkundlich und chronologisch erschlossen, die zu allererst praktischen Maßnahmen für deren Schutz verläßliche Daten liefert. Immer regional begrenzt, gestattet es diese Methode gerade deshalb, siedelgeschichtliche Probleme in unterschiedlichen Landschaftszonen paradigmatisch aufzuklären. Hermann Stoll hatte das schon während der dreißiger Jahre für die Gäulandschaft am Neckar zeigen können (1933), Hans Hingst dann für Stormarn (1959), Klaus Schwarz für Oberfranken (1955), Karl Schmotz für das Isarmündungsgebiet (1989), Wolfram Schier für das Maindreieck (1990) und Eberhard Bönisch kürzlich für einen Teilbereich des Niederlausitzer Landrückens (1996). Solche unentbehrlichen, kommentierten Inventarwerke werden ergänzt durch Corpora wichtiger Fundgruppen etwa der neolithischen Großsteingräber Norddeutschlands (Sprockhoff 1966), der Bronzen aus Grabhügeln und Horten Dänemarks und Schleswig-Holsteins (Ekkehard Aner, Karl Kersten 1973ff.), der Urnenfriedhöfe der Spätbronze-, vorrömischen Eisen- und römischen Kaiserzeit in Holstein und Nordostniedersachsen (Hingst 1968ff., Wegewitz 1937ff.), der Bronzehorte Mittel- und Süddeutschlands (v. Brunn 1959.1968, Frauke Stein 1976.1979) und der spätkeltischen „Viereckschanzen" Bayerns (Klaus Schwarz 1959). Wall- und Wehranlagen verschiedener Zeitalter sind von Reinhard Schindler für den Saar-Moselraum (1968.1977) und von Jörg Biel für Württemberg (1987) beschrieben worden. Funde römischer Herkunft in der Germania Magna (Hans Jürgen Eggers 1951, Siegmar v. Schnurbein 1992), römische Fundmünzen in Deutschland (Konrad Kraft 1960ff., danach Maria Alföldi) und römische Militärlager („Limesforschungen" 1954ff., Hans Schönberger, Frankfurter Kommission) sind Arbeitsvorhaben der provinzialrömischen Forschung. Frühmittelalterliche Reihengräberfelder werden in den „Denkmälern der Völkerwanderungszeit" erfaßt und kommentiert (Frankfurter Kommission). Alle diese reich bebilderten Quellenwerke leisten dem Fach unschätzbare Dienste, weil sie Fundmengen zugänglich machen, die der Einzel-

ne selbst bei systematischen Reisen zu den Museen nicht mehr zusammenbringen kann. Will er vergleichende Studien treiben, wird er auf internationale Zusammenarbeit angewiesen sein. Für die Bronzen des Metallzeitalters (Kupfer- bis frühe Eisenzeit) hat Hermann Müller-Karpe, Schüler Merharts, eine nach Sachgruppen systematisch geordnete Publikationsserie auf den Weg gebracht, an der sich auch Kollegen des Auslands beteiligen („Prähistorische Bronzefunde" 1969ff.), und ferner für die Bonner Kommission „Materialien" bedeutender Fundkomplexe und Übersichten aus vielen Ländern der Erde herausgegeben (1982ff.); sie erleichtern komparative Untersuchungen der Siedelweisen, wirtschafts- und sozialbezogener Einrichtungen und religiöser Ausdrucksformen in verschiedenen Geschichtsräumen und Zeitaltern.

Wurden Denkmäler im Gelände in zureichenden Ausschnitten oder sogar vollständig aufgedeckt, begegnete der Ausgräber in den Ruinen vielschichtigen Lebensformen einstiger Siedelverbände und dies mitunter so eindrücklich, als ob sie erst kürzlich zugrunde gegangen wären. Wohnplätze, Werkstätten, Gräber, Heiligtümer und Horte aus thesaurierten Gegenständen, alle diese „Überreste" kann er dann als verschiedene Seiten ein und desselben Prinzips verstehen lernen, nach dem gedacht, entschieden und dinglich gestaltet worden war. Weil die Ausgräber mitunter viele Jahre an das Objekt ihrer Forschung gebunden blieben, ihre Einsichten schrittweise gewannen und den technischen Ablauf ihrer Eingriffe kognitiven Fortschritten anpaßten, muß es ihnen überlassen werden, die Befunde kritisch zu beschreiben und interpretierend zur Diskussion zu stellen. Was immer sie erreichen wollten, keines solcher langfristigen und deshalb kostspieligen Unternehmen ließ sich begründen, motivierte sie nicht ein aktuelles Problem. „Die Forschung", schrieb Droysen, „ist nicht auf ein zufälliges Finden gestellt, sondern sie sucht etwas. Sie muß wissen, was sie suchen will ... Man muß die Dinge richtig fragen, dann geben sie Antwort". Unter diesem Gesichtspunkt sind viele Projekte verwirklicht und zum Erfolg geführt worden. Gerhard Bosinski hat das so gesehen, als er einen Rastplatz paläolithischer Jägerhorden in Gönnersdorf bei Koblenz aufdeckte (1979ff.), ein Unternehmen, das zusammen mit den Grabungen von Dietrich Mania (Halle) in einer älteren Station von Bilzingsleben am Nordostrand des Thü-

ringer Beckens (1980ff.) neuartige Einsichten in die Lebensweise altsteinzeitlicher Populationen und in die Ökosysteme ihrer Zeit gewährte. Einem religionskundlichen Thema wandte sich Otto Kunkel zu, als er im oberfränkischen Tiefenellern aus den Füllstraten einer jurassischen Höhle altneolithische Opferriten erschloß (1955) und damit der prähistorischen Höhlenforschung neuen Auftrieb gab: Am Kyffhäuser entdeckte Günter Behm-Blancke (1912–1994) ähnliche Zeugen bronze- und früheisenzeitlicher Kulte (zusammenfassend 1989). Ein siedlungsgenetisches Forschungsfeld hatte sich bereits während der zwanziger Jahre bei den Grabungen Rudolf Richard Schmidts im schwäbischen Federseebecken aufgetan, wo die Geschichte neolithischer Dörfer unter konservierenden Feuchtböden und der Wandel des Ökosystems im Mittelpunkt der Untersuchung standen (1930ff.). Hartwig Zürn setzte dieses Vorhaben mit bescheidenen Mitteln 1960 bei Ehrenstein im Blautal fort (1965ff.), Helmut Schlichtherle später bei Hornstaad und an anderen Uferrandsiedlungen des Bodensees in zahlreichen Kampagnen unter Mitarbeit kompetenter Biologen (1990). Jens Lüning arbeitete jahrelang im Braunkohlerevier des Aldenhovener Lößplateaus am Westrand der Niederrheinischen Tieflandsbucht (Langweiler 1973ff.). Dort gelang es, die Geschichte neolithischer Dörfer innerhalb eines begrenzbaren Siedelgefildes über viele Generationen kontinuierlich zu verfolgen (1973ff.). Sie ließen sich etappenweise gliedern und nach Stammsitz und Filialen trennen. Der relativ bescheidene Zuwachs an selbständigen Betrieben entsprach in keinem Fall der Rate, die bei langer Ortsbindung zu erwarten gewesen wäre. Daraus kann man folgern, daß „überzählige" Nachkommen den elterlichen Hof verließen. Soweit es die Nahrungsquellen des Gefildes erlaubten, gründeten sie Tochtersiedlungen oder sie wanderten ab. Mobilität begünstigte vermutlich raschen Landesausbau und förderte geographisch weit verbreitete Gemeinsamkeiten im kulturellen Leben. Ähnliche Verhaltensweisen wiederholten sich während des Metallzeitalters und zwar noch während der späten vorrömischen Eisen- und römischen Kaiserzeit in der Germania Magna, was aus den Ergebnissen umfangreicher Flächengrabungen in Dörfern der Nordseemarsch (Haarnagel auf „Feddersen Wierde" im Lande Wursten 1967ff.) und in der benachbarten Geestzone hervorgeht (Flögeln

in Hadeln: Wolf Haio Zimmermann 1992; Archsum auf Sylt: Kossack, Ole Harck, Joachim Reichstein 1974.1980ff.). Was sich da abspielte, fand seinen Niederschlag auch in den dörflichen Friedhöfen der norddeutschen Tiefebene, sofern sie vollständig ausgegraben wurden (Hans Hingst, Klaus Raddatz, Niels Bantelmann, Willi Wegewitz u. a.). Berechnet man, wie häufig innerhalb begrenzbarer Belegungsetappen bestattet wurde und vergleicht die Meßwerte miteinander, läßt sich regelhaft anfänglicher Zuwachs, dann gleichbleibende Kopfzahl, die bei normaler Reproduktion hätte viel höher ausfallen müssen, und schließlich deren Niedergang ermitteln, ein Kurvenverlauf, der mit dem An- und Abstieg der Betriebszahl in den Dörfern korreliert.

Die Ziele, die sich die Ausgräber bedeutender Anlagen aus der vorrömischen Eisenzeit in Süddeutschland steckten, wichen von den demographisch und ökologisch determinierten insofern ab, als sie sich über archaische Herrschaftsbildung bei Verbänden mit agrarischer Wirtschaft, die Wirksamkeit offenkundiger Kontakte zu mediterranen Hochkulturen und die Anfänge urbaner Lebensform Klarheit verschaffen wollten. Daß sich die Spitzengruppe der bäuerlichen Aristokratie während des 6. Jahrhunderts v. Chr. Geb. in prunkvoll ausgestatteten Holzkammern unter monumentalen Tumuli bestatten ließ, das wußte man seit langem; Hartwig Zürn hatte es durch moderne Grabungen in Württemberg bestätigt (1970). Aber über befestigte Siedlungen vom Typus Heuneburg (Hundersingen an der oberen Donau) fehlten noch entsprechende Belege. Kurt Bittel, Wolfgang Kimmig, Wolfgang Dehn und Egon Gersbach holten es am eponymen Fundplatz nach und deckten dort, stratigraphisch gegliedert, ein dicht bebautes Areal auf, dessen Mauerring zeitweilig nach mediterranem Vorbild in Lehmziegeltechnik errichtet worden war (1962ff.). Scheibengedrehte Gefäße, aus griechischer Werkstatt und etruskischem Bucchero entlehnt, gelten überzeugend als Tafelgeschirr eines vornehmen, gleichsam welterfahrenen Haushalts, wie ja auch Prestigegüter aus Bunt- und Edelmetall in zeitgleichen Gräbern das Vermögen der Herrschenden symbolisierten. Ein „Suburbium" enthielt handwerkliche Betriebe, welche die Bewohner der Burg versorgten. Der Befund ähnelt der Situation in Eberdingen-Hochdorf bei Ludwigsburg, wo Jörg Biel ein reich ausgestattetes Kammergrab unter einem Rie-

senhügel untersuchte (1985), nahebei eine wohl etwas jüngere Siedlung, deren Gefüge nicht mehr nur aus bäuerlichen Höfen zusammengesetzt gewesen zu sein scheint. Die Grabung von Reinhard Schindler bei Bundenbach im Trierer Land ergab einen befestigten Wohnplatz des 3./2. Jahrhunderts, auf dem außer zahlreichen Gebäuden mit landwirtschaftlicher Nutzung noch separiert ein mit Gräben umzogener „Herrenhof" gestanden hat (1977). Hier sind vermutlich die Wurzeln frühstädtischer Großsiedlungen zu suchen, von denen eine im latènezeitlichen Oppidum von Manching in der Donauebene bei Ingolstadt ausschnittsweise, aber in forma optima untersucht worden ist (Werner Krämer, Franz Schubert, Ferdinand Maier, Susanne Sievers, alle Frankfurter Kommission 1970ff.). Wahrscheinlich aus mehreren Dörfern erwachsen, wurde das weitflächige Areal (knapp 400 ha) mit landwirtschaftlich genutzten Langhäusern und Speichern, Werkstätten (Bronze- und Eisenproduktion, Münzprägung) und Sakralgebäuden in sichtlicher Ordnung bebaut und mit einer kilometerlangen Mauer (u.a. murus gallicus) umgeben. Nördlich der Mittelgebirgsschwelle sind Hofgruppen herrschaftlichen Zuschnitts erst aus der römischen Kaiserzeit und dem frühen Mittelalter bekannt geworden (Warendorf in Westfalen: Wilhelm Winkelmann 1958), geplante Baukomplexe urbanen Charakters noch später auf seenahen Handelsplätzen, bei denen aber Landwirtschaft und Handwerk keineswegs an Bedeutung verloren hatten (Emden: Werner Harnagel 1984; Haithabu bei Schleswig: Herbert Jankuhn, Kurt Schietzel 1984).

Präzise Fragen standen ferner im Mittelpunkt der Feldarbeit deutscher Prähistoriker im Ausland, gleichviel ob unter der Ägide des Deutschen Archäologischen Instituts oder der Universitäten, an denen sie lehrten. Kurt Bittel, Direktor der Istanbuler Abteilung und später Präsident des Deutschen Archäologischen Instituts, setzte seine schon vor dem Krieg begonnenen Forschungen in der hethitischen Hauptstadt Ḫattuša-Boğazköy im Halysbogen fort (1952ff.); Rolf Hachmann (Univ. Saarbrücken) ging in Kāmid el Lōz (Biqa'-Tal, Libanon) Kontakten zwischen dem Pharaonenreich und den Stadtstaaten an der Levanteküste und am Orontes während der Hochbronzezeit nach (1970ff.) und grub später zusammen mit seinem Nachfolger Jan Lichardus unter ähnlicher Fra-

gestellung (1989.1996) im bulgarischen Drama, um die neolithischen und kupferzeitlichen Beziehungen Südosturopas zum ägäischen Küstensaum differenzierter aufzuklären, als es Vladimir Milojčić (Univ. München, Saarbrücken und Heidelberg) bei seinen Grabungen in Thessalien möglich war (1962ff.); sein Schüler Bernhard Hänsel (Univ. Berlin) wandte sich der Spätbronze- und frühen Eisenzeit in Makedonien zu (Kastanas am Axios) und untersuchte dort, wie der Zerfall der mykenischen Koine und die undurchsichtigen Verhältnisse danach sich auf die Verbände auswirkten, die an der bedeutenden Verkehrsroute zum inneren Balkan gesiedelt haben (1989); für die Früh- und ältere Hochbronzezeit verfolgte er das Thema in der Wojwodina im Mündungsbereich der Theiß (Feudvar 1991); Edward Sangmeister (Univ. Freiburg) erschloß in Zambujal bei Lissabon eine stark befestigte Siedlung der Kupferzeit (1981.1995), Hermanfrid Schubart (Direktor in Madrid) eine jüngere der frühbronzezeitlichen El Argar-Kultur (Fuente Alamo bei Almeria 1989.1998) und einen phönikischen Handelsplatz in Toscanos an der Mündung des Guadiaro (Prov. Cádiz 1969.1988). Alle diese Unternehmen erweiterten unsere Kenntnis alteuropäischer Kulturzusammenhänge beträchtlich, und nimmt man noch neueste Grabungen der Berliner Eurasien-Abteilung (Hermann Parzinger) in umfangreichen, stetig belegten Nekropolen der Bronze- und Eisenzeit am Jenissei hinzu, weitete sich das Blickfeld nach vielversprechenden Ansätzen während der zwanziger Jahre (Max Ebert, Gero Merhart und sein Freund Aarne Tallgren in Helsinki) auch in die pontische und sibirische Steppenzone aus (Eurasia Antiqua 1, 1995ff.). Für Mitteleuropa war sie insofern von historischem Gewicht, als mobile Verbände aus diesem Raum westwärts aufbrachen, während der Kupferzeit, der Spätbronze- und frühen Eisenzeit und am Beginn des Mittelalters. Hunnen und Awaren hatte Joachim Werner (Univ. München) mehrfach grundlegende Studien gewidmet (1956.1984.1986), und es ist sehr gut möglich, daß das Material, das er seinerzeit aus der Fachliteratur zu sammeln in der Lage war, bei künftigen Grabungen im Steppenraum noch festere Konturen erhalten wird.

Werner wandte sich ferner einem kontrovers erörterten, aber für die Anfänge mittelalterlicher Geschichte in der Merowinger-

und Karolingerzeit entscheidenden Problemkreis zu, der sich mit den provokativen Stichworten „Kulturbruch oder Kulturkontinuität" umschreiben läßt (Paul Egon Hübinger 1968). Wie erinnerlich, hatte schon Alphons Dopsch zu den „Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung" 1923/24 Stellung genommen, auch an Hand archäologischer Quellen. Obwohl frühgeschichtliche und provinzialrömische Archäologie seither an der Nordgrenze des spätantiken Römerreiches erhebliche Fortschritte aufzuweisen hatte, blieben manche Fragen offen, die gezielte Grabungen an geeigneten Denkmälergruppen des 4.–8. Jahrhunderts beantworten sollten. Geschult durch Bersu und Rudolf Egger während der dreißiger Jahre auf stark befestigten Wohnplätzen spätantiker Zeit in Kärnten (Duel bei Feistritz), veranlaßte Werner gleichartige Unternehmen u.a. in Slowenien (Vranje, Hrušica: Thilo Ulbert 1981) und Friaul (Volker Bierbrauer 1988: Invillino), ertragreiche Vorhaben, die später in Südtirol mit Kloster Säben bei Klausen fortgesetzt worden sind (Volker Bierbrauer, Hans Nothdurfter). Sie erbrachten neue Einsichten teils in das Befestigungswesen und die Sachkultur, teils in gottesdienstliche Regeln frühchristlicher Gemeinden, soweit Kirchenfamilien und liturgisch determinierte Bauformen darüber Auskunft gaben. Aber der Gedanke, dem Kontinuitätsproblem mit archäologischen Mitteln in begrenzten Siedelarealen nachzugehen, war bereits von Karl Schumacher für die Rheinlande verwirklicht worden (1923/25). Seine Arbeitsweise übertrug Kurt Böhner auf das Trierer Land und zwar in einer Dissertation, mit der er 1940 von Hans Zeiß promoviert worden war. Er behandelte darin die Funde aus fränkischen Reihengräbern einschließlich spätrömischer Sepulturen nach Topographie, Formenbestand und Zeitfolge. Daraus zog er überzeugende Schlüsse für die Siedelgeschichte der fortlebenden Provinzialbevölkerung und der eingewanderten germanischen Verbände während der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit.

Kontinuitätsprobleme spielten schließlich bei der Arbeit an spätrömischen Ruinenfeldern an Rhein und Donau eine Rolle, bezog sie doch auch dort die frühmittelalterlichen Zustände innerhalb und am Rande solcher verwüsteten Städte ein. Klaus Schwarz ging ihnen im Regensburger Niedermünster nach (1977), Wilhelm Reusch in der Trierer konstantinischen Basilika (1955) und Otto

Doppelfeld in Köln unter Dom und Rathaus (1959.1960), um nur einige wenige weiterführende Projekte zu nennen, ohne freilich die Grabungen Renate Pirlings im römisch-fränkischen Gräberfeld von Krefeld-Gellep zu vergessen (1966ff.). Vergleichbare Fragen richteten sich an die Bodenfunde aus der Zeit nach der Okkupation des Alpenvorlandes und der Rheinlande durch römische Truppen, betrafen also den Vorgang der Romanisierung der eroberten Gebiete. Mag man ihn an der Ausstattung von Gräberfeldern verfolgen, die von der Latène- bis in die ältere römische Kaiserzeit stetig belegt worden sind (Wederath im Trierer Land: Alfred Haffner 1971ff.), oder aus der Nachbarschaft spätkeltischer Oppida (Altenburg-Rheinau am Hochrhein: Franz Fischer 1966.1975) und augusteischer Militärlager Schlüsse ziehen wollen (Dangstetten: Gerhard Fingerlin (1986.1998), stets wird nach dem Verbleib autochthoner Verbände Ausschau zu halten sein, weil sie die Truppen versorgen mußten, ja bei ihnen als Soldaten dienten, nach ihrer Siedelweise, ihrem Sachbesitz und ihren religiösen Ausdrucksformen auf Opferplätzen und in Heiligtümern, die dem Staatskult dienten. Viele dieser archäologisch zugänglichen Einrichtungen veränderten sich unter römischer Herrschaft, wurden ihr aber keineswegs auf allen Gebieten kulturellen Lebens angepaßt. Auch deshalb standen außer Anlagen des Militärs (Hans Schönberger u.a.) Zivilsiedlungen im Mittelpunkt provinzialrömischer Forschung, Gutshöfe (villa rustica), Wohnplätze vom Vicus-Typ (Günter Ulbert 1994.1997: Auerberg bei Schongau), die sich zu Vororten der civitates entwickeln konnten (Berndmark Heukemes: Ladenburg), und Städte wie Kempten im Allgäu (Werner Krämer, Gerhard Weber), Augsburg (Lothar Bakker), Rottweil (Sebastian Sommer 1992) und Xanten (Hermann Hinz u.a.). Etliche dieser langfristigen Unternehmen wurden durch denkmalpflegerische Zwänge verursacht, weiteten sich dann aber zu problemorientierten Grabungen aus, deren Ergebnisse die Geschichte des römischen Städtewesens bis zu seinem Untergang in den Provinzen Raetia und Germania Superior wie Inferior in neuem Licht erscheinen lassen (Harald v. Petrikovits 1960.1980). Die frühfränkischen Prunkgräber, die Doppelfeld im Kölner Dom aufdeckte und die vermutlich von der stirps regia ausgestattet worden waren, weisen sichtbar auf einen Wechsel im Herrschaftsgefüge

auch der Städte hin; nach germanischem Rechtsverständnis prägte das Personalitätsprinzip die Verfassungswirklichkeit.

Der reiche Ertrag, den die Inventarwerke und die Flächengrabungen in Gesamtdeutschland erbrachten, schärfte unbestreitbar den Sinn für methodologische Probleme. Seit archäologische Forschung dinglich überlieferte Befunde nicht nur formenkundlich, zeitlich und chorologisch ordnete, sondern auch inhaltlich zu interpretieren wünschte, wandte sie hermeneutische Verfahren an, die es erlaubten, die Aussagenvielfalt der Quellen auf ihren Realitätswert hin kritisch zu prüfen. Wie eingangs bemerkt, macht man sich darüber zunehmend Gedanken theoretischer Art, scheint aber über die „Historische Methode", die Droysen und Bernheim einst eindringlich beschrieben hatten, nur unzulänglich oder gar nicht unterrichtet zu sein. Statt deren Grundbegriffe zu erörtern, entdeckt man andere in anglo-amerikanischer Version, die aus Kriterien kulturanthropologischer Forschung abgeleitet sind. Will sie die immer wieder verschiedenen Denk- und Verhaltensweisen der Völker aus dem unerschöpflichen Potential an kognitiven und intelligiblen Fähigkeiten des Menschen deduzieren, also als diverse Möglichkeiten verstehen, sich den Bedingtheiten des Daseins anzupassen und es auf individuelle Art zu gestalten, dann erinnert das an die „Völkergedanken" Bastians, die in Vergessenheit geraten zu sein scheinen. Kulturanthropologie setzt aber auch voraus, daß kulturelle Einrichtungen als Teil eines Ganzen und deren Wandel als zusammenhängender Vorgang aufzufassen sind. Schon aus diesem Grunde ist unverständlich, warum Theoretiker „Öko-, Wirtschafts-, Sozial- und Religionsarchäologie" als besondere Aspekte, ja Sparten unseres Faches ansehen und sie Spezialisten überlassen, statt aus der wechselseitigen Abhängigkeit beobachtbarer Merkmale, die an jedem Gegenstand und an allen zuverlässig geborgenen Befunden erkennbar ist, auf das System zu schließen, das sie verursacht hat. Weil einseitiges Spezialistentum das Blickfeld verengt und deshalb Teilbereiche um so perfektionierter untersucht, je aussichtsloser es zu sein scheint, einzelne, oft trümmerhafte Bausteine zu einem Bauwerk zu fügen, weicht es mitunter in naturvölkische Kulturen aus, beurteilt deren Verhaltensweisen als „Modelle" (mit den „Idealtypen" Max Webers haben sie nichts zu tun) und will sie als bildhafte Normen benutzen, um den Sinnge-

halt wiederkehrender Merkmale in prähistorischen Kulturen zu erfassen („Ethnoarchäologie").

Der Fragenkatalog, den Jacob-Friesen einst entwarf, um interpretative Möglichkeiten anzubieten, folgte wie vor ihm schon Friedrich Koepp („Archäologie" 1911 u. 1919/20) den Arbeitsschritten der Historiker (Heuristik, Quellenkritik, Hermeneutik). Erkenntnis, setzten sie voraus, gründe auf Gekanntem, also auf analogischer Erfahrung. Die Deduktion sei um so wahrscheinlicher, je häufiger besondere Sachverhalte im sinnlich wahrnehmbaren Befund und in bereits bekannten, gleichgewichtigen Fällen wiederkehren. Erkenntnisfähigkeit mag philosophisch problematischer erörtert werden, es gibt aber trotzdem keinen Grund, bewährte Arbeitsschritte und Schlußverfahren für mangelhaft zu halten und Begriffe, die sie inhaltlich bezeichnen, durch kulturanthropologisch geprägte Termini in prätentiöser Formulierung zu ersetzen, deren Sinn nur Theoretiker modernistischer Schule zu deuten wissen.

Die primären Methoden, die das Fach anwendet, um seinen Stoff nach Formenspektren, Zeitfolgen und räumlicher Verteilung zu ordnen, sind davon nicht unberührt geblieben. Jeder Gegenstand, meint man begründet, weise auf Denkvorgänge und Tätigkeiten hin, die ihm zweckmäßige Gestalt verliehen und ihn zusammen mit anderen als Gerätschaft, Kleidzubehör, Eß- oder Trinkgeschirr u.a.m. profanem oder sakralem Gebrauch zuführten. Kostbares wurde im Haushalt aufbewahrt, thesauriert („Horte") oder den Göttern dargebracht („Opferfunde"), Dinge des Alltags jedoch „entsorgt", wenn sie nutzlos waren, vor allem zerbrochenes Tongeschirr. Ihre Bedeutung im Kultursystem, aus dem sie stammten, entzieht sich einer Quantifizierung um jeden Preis. Manche Archäologen betreiben sie mit erstaunlicher Energie, seit es Computer gibt. Bei Tongefäßscherben errechnen sie Mengen einzelner Formen und deren Anteil an der fiktiven Gesamtheit, Standardgrößen, Gewicht, Wandstärken u.a.m., untersuchen, auf welche Weise der Abfall beseitigt, verlagert und eingebettet wurde, vermissen dann allerdings meßtechnische Genauigkeit bei der Grabung und sind vielleicht sogar von den mageren Ergebnissen ihrer langwierigen Arbeit enttäuscht (Ulrike Sommer 1997 zu Ehrenstein). Sie fiele ertragreicher aus, wären vollständige

Geschirrsätze in den Wohnhäusern selbst verfügbar, was auf manche Siedlungen auch in Feuchtböden (Ehrenstein, Aichbühl im Federsee u. a.) tatsächlich zutrifft. Es gibt noch andere Beispiele für übersteigerte Perfektion und blindes Vertrauen auf Hilfen mathematisch-naturwissenschaftlicher Disziplinen, die gleichwohl archäologische Kriterien nicht ersetzen können. Ist bei fundgeographischer Arbeit nicht der letzte erreichbare Gegenstandstyp auf physischen Karten fixiert, beklagt man Unvollständigkeit, obwohl jeder weiß, daß der Zufall beim Auffinden eine Rolle spielt und der Boden ihn in unbekannter Häufigkeit verborgen hält. Wird darauf verzichtet, „Fundprovinzen" inhaltlich zu definieren, bieten Verbreitungskarten nur optische Hilfe an. Hans Jürgen Eggers und Rolf Hachmann erhöhten bereits den Informationswert solcher Karten, indem sie sie nach Fundumständen, Fundarten (Siedlung, Grab, Hort, Opfer), regionalen Brauchtumskreisen und spezifischen Verhaltensweisen bei der Aufnahme von Einfuhr aus der Fremde „filterten". Die Hamburger Zeitschrift „Archaeologia Geographica" (1950–1963) bietet dafür nachahmenswerte Belege.

Überzogenes Streben nach Perfektion hat auch das durchaus verständliche Bedürfnis, möglichst enge Zeiträume für den Ablauf des Geschehens zu gewinnen, in Kontroversen um Detailfragen eskalieren lassen. Gliedert man Grabinventare aus vollständig aufgedeckten Friedhöfen an Hand veränderter Typenserien und deren räumlicher Verteilung in kurze Zeitabschnitte, sind solche „Phasen" gewöhnlich als lokale Belegungsetappen aufzufassen. Auf Nekropolen anderer Regionen sind sie selten übertragbar, auf Wohnplätze so gut wie gar nicht. Deren Baufolgen lassen sich zwar stratigraphisch gliedern, auch Fundeinschlüsse, wenn sie aus gesicherten und definierbaren Straten stammen, aber sie veränderten ihre Gestalt keineswegs im gleichen Tempo wie die Schichtsequenz oder im gleichen Rhythmus untereinander. Das setzt einem chronologischen Vergleich innerhalb einer Region oder gar zwischen mehreren Geschichtsräumen gewisse Grenzen, selbst wenn sie Beziehungen unterhielten, was immer der Fall war. Claude F. A. Schaeffer hatte sie in seiner „Stratigraphie comparée et chronologique (1948) für das dritte und zweite Jahrtausend in Palästina, Libanon, Syrien, Persien, Anatolien und Zypern genutzt, Vladimir

Milojčić 1949 für das Neolithikum und die Kupferzeit in Griechenland, des Balkans und Mitteleuropas. Gewiß, präzisere Grabungen und erheblicher Fundzuwachs, auch Radiokarbondatierungen veränderten das Bild, das sie entwarfen, in vielen Einzelheiten, fundamentale Einsichten jedoch nur selten. 45 Jahre später untersuchte Hermann Parzinger kupferzeitliche Fundgruppen zwischen Kleinasien und Mitteleuropa unter chronologischem Aspekt von neuem (1993). Zwar ging er von der Schichtenfolge ertragreicher Wohnplätze aus, kannte aber aus der Praxis die Probleme, die aus dem ungleichwertigen Verhältnis zwischen der Baugeschichte und der Sequenz der Fundeinschlüsse resultieren können. Deshalb sicherte er die Gleichläufigkeit der Zeitabschnitte von Region zu Region durch „Horizonte", auf die er gleichartiges Sachgut gedanklich projizierte, definierte sie also nicht als Periodengrenzen, sondern ihre Abstände als relative Zeitstrecken, in denen es hergestellt wurde und im Umlauf war. Zäsuren sind selbst dann nur ungenau datierbar, wenn das Radiokarbonverfahren absolute Zeitmarken zu setzen scheint. Immer handelt es sich dabei um Mittelwerte zwischen beträchtlichen Extremen (Kossack u. Hansjörg Küster 1991). Außerdem wurden sie vielfach nur aus wenigen Proben errechnet, die aus Straten stammen können, über deren Eigenschaften man nicht unterrichtet ist (Lauffläche, Abfall, Schutt, bei Erosion akkumuliertes Material?). Auch aus diesen Gründen ist es unbegreiflich, wenn Christian Strahm 1988 empfahl, Werdegang und Zerfall prähistorischer Kulturen innerhalb naturwissenschaftlich datierter Periodengrenzen zu untersuchen. Zu welchen Ergebnissen man dann käme, zeigen Beispiele aus der Früh- (B. Hänsel u. P. Medović 1992; M. Roeder 1992) und der Spätbronzezeit Alteuropas. Hermann Müller-Karpe gliederte den späten, historisch besonders interessanten Zeitraum 1959 in mehrere Abschnitte von jeweils hundert Jahren Dauer und gab für dessen Beginn absolute Daten aus der spätmykenischen Periode (13. Jahrh.) und für das Ende ebenso überzeugende aus der Zeit der älteren griechischen Kolonien in Campanien und Sizilien an (Jahrzehnte um die Mitte des 8. Jahrh.). Dendrochronologie datiert eine Uferrandsiedlung vom Ende der Spätbronzezeit in der Westschweiz (Auvernier-Nord bei Neuchâtel) in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts (Chronologie 1986,152). Wann genau sie verlassen

wurde, ob kurz vor dem Beginn der frühen Eisenzeit oder bereits viel früher, das ließ sich bisher nicht ermitteln. Aber überträgt man das Dendrodatum auf die Schlußphase der Spätbronzezeit generell, wird zu erwägen sein, ob das für den Beginn der Eisenzeit vertretene Datum zu halten sei (Klaus Kilian 1970), dann aber konsequenterweise die Gründungszeit der Kolonien, deren ältester Fundstoff noch mit spätbronzezeitlichem zusammengeht. Wer die historische Überlieferung kennt, sieht keinen zureichenden Grund für eine Revision, auch der nicht, der die Verhältnisse in Nordwestpersien, Kaukasien und der pontischen Steppenzone überblickt. Iranische Prestigegüter datieren die ältesten skythischen Prunkgräber am Kuban (Kelermes) und unteren Dnjepr (Melgunov-Fund) frühestens an die Wende vom 8. zum 7. Jahrhundert (Kossack 1987). Dort ging ein Formenkreis („Novočerkassk") unmittelbar voraus, der zu spätbronzezeitlichen Verbänden in den Karpaten- und Donauländern Kontakte unterhalten hatte, am Beginn der Eisenzeit jedoch erlosch.

Es geht hier nicht darum, Widersprüche in der Zeitbestimmung aufzuklären, die bei archäologischen und naturwissenschaftlichen Datierungsweisen entstehen können, sondern allein um mangelnde Weitsicht und monokausales Denken, die einseitigem Spezialistentum fast regelhaft zu folgen scheinen und vermutlich auch mit der Bereitschaft zu tun haben, bei Problemlösungen gern Aussagen anderer Wissenschaftsbereiche („Modelle") ungeprüft als Leitsätze bei der Hermeneutik zu benutzen. Nirgends wird das evidenter als bei der Definition jener räumlich und zeitlich begrenzbaren Gebilde aus annähernd gleichartigen Ausdrucksweisen in Sachbesitz und Brauchtum, die wir als „Kulturen" zu bezeichnen pflegen. Während manche sie für Gruppen aus mehr oder weniger zufällig aneinandergereihten Merkmalen formlicher Art zu halten scheinen, identifizieren andere sie mit ethnischen Gemeinschaften, beide Male ohne die Faktoren zu untersuchen, die sie entstehen und zerfallen ließen. Jacob-Friesen hatte seine „Verbreitungslehre" mit einem Abschnitt über die ökologischen Grundlagen der Siedeltätigkeit begonnen. Holozängeologie, Bodenkunde, Kulturgeographie, Vegetationsgeschichte und historische Zoologie haben vielfach je für sich allein landschaftsgeschichtliche Arbeiten vorgelegt, selten in wechselndem Austausch ihrer Ergebnisse und dann meist

bei lokal oder regional gebundenen Untersuchungen prähistorischer Denkmälergruppen. Zwar richteten archäologische Institute für Botaniker und Zoologen spezielle Laboratorien ein, liefen dabei jedoch mitunter Gefahr, ihre Mitarbeiter durch Dienstleistungen ihrer geistigen Heimat zu entfremden. Man käme dem gemeinsamen Ziel, den Wandel prähistorischer Ökosysteme und damit das wechselseitige Verhältnis zwischen dem Menschen und der Natur regional vergleichend zu erforschen, bei weitem näher, würde man kompetente Wissenschaftler in selbständigen Einrichtungen zusammenführen. Ständige gegenseitige Information schlösse monokausale Interpretation von Ereignissen aus, die das Leben von Mensch, Tier und Pflanzenwelt unmittelbar betrafen. Während sich die Auswahl und Kultivierung der Siedelareale vornehmlich nach der Gunst der Lage und nach den Ansprüchen richtete, die man an sie stellte, wird es ein ganzes Faktorenbündel gewesen sein, das Abbruch und Verödung auslöste. Naturkatastrophen allein (zum „Klimasturz" unbegreiflicherweise positiv Frank Falkenstein 1997; Christian Maise 1998 mit mehr als zweifelhaften Folgerungen) hatten sie selten verursacht (Ausnahmen: Lavadecken, Sturmflutschäden, Vermurung). An Erosionsvorgängen, Verheidung und Versandung ganzer Siedelgefilde kann auch der Mensch beteiligt gewesen sein, weil er beim Ackern und Weiden in das Ökosystem immer eingriff, seit er seßhaft war. Welche Normen sein Verhalten bestimmten, geht aus der Geschichte der Siedlungen selbst hervor. Wie in England, den Niederlanden und Skandinavien entstand seit den fünfziger Jahren auch in Deutschland eine Forschungsweise, die mißverständlich als „Siedlungsarchäologie" bezeichnet wird, aber nichts anderes meint als funktionale Gesichtspunkte bei der Untersuchung informativer Fundgruppen. Denn außer den Wohnplätzen bezieht sie die Stätten der Toten ein, weil sie zwar zum gleichen Themenkreis aussagen, aber über Lebensbereiche unterrichten können, die dem Beobachter sonst verschlossen bleiben, nämlich das religiöse Brauchtum, das auch an Opferplätzen sichtbar wird. Stehen solche zusammengehörigen Denkmälergruppen der Forschung zur Verfügung, ergänzt durch systematische Flurbegehung, werden Siedelgefilde als Lebenszellen lokaler Verbände verstehbar, deren Umgang mit den Ressourcen, welche die Natur anbot, und deren Tätigkeiten wie

Ackerbau, Tierhaltung, Handwerk und Bergbau auf Silex, Erze und Salz als ein wesentliches Kriterium gelten dürfen, will man sich mit der Lebensweise einer bäuerlichen Gemeinschaft vertraut machen.

Sofern es der Zustand der aufgedeckten Bauwerke noch erlaubt, unterrichten Plan und Ausstattung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude über die Betriebsart der Hausgenossen, in der Regel Kleinfamilien, die sich bei längerer Verweildauer je nach der Zahl der Nachgewachsenen teilten. Der Zuwachs an Wirtschaften in diachroner Folge blieb gewöhnlich weit hinter der zu erwartenden Reproduktionsrate zurück. Andernfalls hätten dicht bebaute Großsiedlungen vom Typus spätkeltischer Oppiden entstehen müssen, von denen in rein agrarisch bewirtschafteten Landschaften in den vorangegangenen Zeitaltern nicht einmal Ansätze zu sehen sind, ausgenommen befestigte Anlagen der frühen Eisenzeit (Biskupin in Kujawien, Heuneburg an der oberen Donau). Junge Leute, so ist der Eindruck, verließen gewöhnlich den elterlichen Hof, gründeten eigene Betriebe oder gingen außer Landes (für die römische Kaiserzeit: Kossack 1997). Um genauere Daten über den Aufbau einer dörflichen Bevölkerung zu gewinnen, kann die Anzahl ihrer Sterbefälle hilfreich sein, die sich aus der Häufigkeit der Bestatteten pro Generation errechnen und sich durch anthropologische Diagnose auf Alter und Geschlecht beziehen läßt. Stellt man den Verlauf der quantitativen Verteilung als Kurve dar, stimmt sie ungefähr mit der Betriebsfrequenz bei längerer Ortsbindung überein: Steilem Anstieg während der ersten Etappen folgen gleichbleibende Werte, um gegen Ende wieder zum Nullpunkt abzufallen. Wie sich die ausgesiedelten Filialen dazu verhalten haben könnten, das bleibt in der Regel offen, weil es selten gelingt, ihren Stammbaum nachzuzeichnen, sie also diachron zu vollständigen Sequenzen zusammenzuführen. Wie das gehen kann, zeigte Sten Hvass im jütländischen Vorbasse und Jelling (1986.1998), wo er große Flächen abdeckte und eine kontinuierliche Siedelfolge bei mehrfachem Wechsel der bebauten Flächen und abweichenden Ortsformen von der römischen Kaiserzeit bis in das hohe Mittelalter wiederherzustellen vermochte.

Trotz solcher mobilen Gefüge hatten die regionalen Zweckverbände, zu denen sich die einzelnen Dörfer zusammenschlossen

oder aus denen sie hervorgingen, eine ungleich dauerhaftere Stabilität, erst recht landschaftsübergreifende Gebilde („Kulturen"), zu denen sie sich vereinigten. Beurteilt man die einen wie die anderen neutral als Verkehrsgemeinschaften, mag die rasche Verbreitung neuartiger Sachgüter in allen Teilgebieten ein stichhaltiges Argument dafür sein, bringen Typenkarten auf chronologischer Basis die notwendigen Belege bei. So hatte Erich Blume (1884–1912), Schüler Kossinnas, schon 1912 geurteilt. Er setzte damals zentrale Märkte voraus, die solche Dinge feilboten und im Tausch erwerben ließen, vornehmlich modische Artikel wie Kleidung und Schmuck, so daß „Formenkreise" entstanden, die der Archäologe statistisch erfassen kann. Dennoch, die Interpretation muß tiefer greifen. Das legt der nahezu einheitliche Stil heimischer Produkte, insbesondere der Tongefäße nahe. Aber Stilfragen, wie sie Alois Riegl (1898–1905) in seinem bis heute unerreichten Werk über „Die spätrömische Kunstindustrie" erörtert hatte (1901, Neudrukke 1927 u. 1973), scheinen in der deutschen Prähistorie ziemlich unbeliebt zu sein. Sie beschränkt sich meist auf formale Analysen und vermeidet fast verlegen oder ganz bewußt strukturale Aspekte, die Klassische Archäologen um Guido v. Kaschnitz Weinberg (1890–1958) eingeführt hatten, selbst Paul Jacobsthal, als er die Geschichte früher keltischer Kunst behandelte (1944) oder Otto-Hermann Frey (Univ. Marburg), der ihm darin später folgte. Stil setzt allemal eine bestimmte geistige Verfassung voraus. Je nach der Fähigkeit, nur einzelne Erscheinungsformen der Wirklichkeit wahrzunehmen oder die Teile im Bewußtsein zu einem Ganzen zu fügen, hing auch die Sichtweise, mit der Bildhauer, Graphiker und Maler Sachverhalte im figürlichen Bild festhielten, vom Reflexionsgrad seiner Hersteller ab, zogen sie es nicht vor, sie ganz abstrakt in geometrischen Symbolen auszudrücken. Emma Brunner-Traut (Univ. Tübingen) zeigte das am Beispiel szenischer Bilder Altägyptens (1990, 3. Aufl. 1996), beschrieb „Frühformen des Erkennens" und bezog sich dabei auf die Resultate eines der wissenschaftlich fruchtbarsten Vertreter psychogenetischer Forschung, Jean Piaget (zusammenfassend 1947, dt. 1992). Das sind vielversprechende Ansätze, an Hand gegenständlicher Überlieferung die Bewußtseinssphäre vergangener Populationen wenigstens in Grundlinien zu erfassen. Von ihrem Zustand hing außer ihrer

Sprache ihr operatives Handeln ab, ob bei formlich gestaltendem Schaffen, bei der Sozialisation oder bei den Ritualen.

Soweit diese Prozesse die gleichen geistigen Grundlagen hatten, förderten sie das Identitätsgefühl, primär wohl durch sprachliche Kommunikation. Seit wann in Mitteleuropa keltisch oder germanisch gesprochen wurde, also alteuropäische Grundschichten durch historisch bekannte Einzelsprachen und Idiome abgelöst wurden, dazu kann die Archäologie nur Beiträge liefern, wenn datierbare epigraphische Zeugen vernommen werden können. Die neuerdings umstrittene Harigasti-Teiwa-Inschrift auf einem der Negauer Helme (Helmut Rosenfeld 1955/56; Markus Egg 1986) und der doppelsprachige Text auf einer Steinstele von Todi in Umbrien (Aldo Prosdocimi 1991), beide aus der jüngeren vorrömischen Eisenzeit, gehören noch immer zu den ältesten Sprachdenkmälern für das Altgermanische und das Gallo-Keltische. Es sind zu wenige, um Unsicherheiten zu beseitigen, die sich bei namenkundlichen Rückschlüssen ohne sicheres Zeitgerüst einzustellen pflegen. Dagegen weiß man über die ins Dingliche transformierten Vorstellungen in den Territorien trotz mancher nicht mehr schließbarer Lücken schon deshalb sehr viel mehr, weil solche Ausdrucksformen zeitlich geschichtet und räumlich begrenzbar überliefert sind. Selbst wenn fremde Sachen und Ideen diffundierten, was bei eng geknüpften Kommunikationsnetzen häufig der Fall war, wurden sie in den einzelnen Kulturen entweder nur temporär aufgenommen oder in abweichend hohem Grade rezipiert und dann alsbald nach eigener Vorstellung umgeformt, je nach dem, was davon das Denken der Menschen zeitweilig oder dauerhaft beschäftigt hat. Die integrierende Kraft anerkannter Normen für das Zusammenleben wird evident, wenn Mythos, Götterglaube und Magie bei Bestattungs- und Opferritualen im archäologischen Befund sinnlich wahrnehmbar dargestellt erscheinen. Meist äußerte sich das gedankliche System nur unter wenigen Aspekten. Aber diese „aspektive" Darstellungsart (Brunner-Traut), die auch das figürliche Bild archaischer Kulturen kennzeichnet, sie ist es, die es in ihren räumlichen Varianten zu erfassen gilt. Insofern darf man wohl Gemeinschaften, die sich darin adäquat verhielten, als Ethnien bezeichnen (Bastian: „Völkergedanken") und daraufhin die archäologisch ermittelten „Kulturen" mit Stämmen und Völkern

in Verbindung bringen, auch wenn ihre Territorien keine scharfen Grenzen hatten und in diachroner Folge überschichtende Vorgänge, Neubildungen und Zerfallsprozesse zu beobachten sind.

Über die bewegenden Kräfte und ihre Wirkungsweise auf den Kulturprozeß hat sich die prähistorische Forschung in Deutschland seit rund hundert Jahren mehrfach geäußert, weniger allerdings darüber, was von dem jeweils Erreichten fortwirkende Dauer, historische Bedeutung hatte. Die Gesichtspunkte, unter denen das erörtert wurde, hingen vom wechselnden Zeitgeist ab und gingen dementsprechend in verschiedene Richtung. Während der Ära Virchow standen anthropologische und ethnographische Themata im Vordergrund; archäologische Funde sollten helfen, in schriflose Zeitalter vorzudringen. Gleichzeitig und später noch knüpften volksgeschichtliche Studien an Herders Lehre von den Volkskörpern als eigenständigen, organisch aus ein und derselben Wurzel gewachsenen Gemeinschaften an (Kossinna). Während der dreißiger Jahre gerieten beide Richtungen bei politisch engagierten Protagonisten unter ideologische Vorherrschaft, der sich freilich viele Gelehrte zu entziehen wußten. Eine ähnliche Lage entstand nach Kriegsende in der DDR, hier unter dem Vorzeichen des Historischen Materialismus. Partei und Staat propagierten ihn als „einzige wissenschaftlich begründete Methode" historischer Forschung. Die Geschichte der „Produktivkräfte" (Arbeitsmittel im weitesten Sinn) und der „Produktionsverhältnisse" (Eigentum an diesen Mitteln als Faktor des Klassenbewußtseins) erkläre, wie es zur kapitalistischen Gesellschaft des Industriezeitalters gekommen sei (Marx). Die einzelnen Stadien von der egalitären „Urgesellschaft" (Morgan) über die „Militärische Demokratie" bis zum schichtbildenden „Feudalstaat" seien Forschungsgegenstand der prähistorischen Archäologie. Ausgenommen ideologisch geprägte Altertumskundler in führender Position wandten sich die meisten anderen wie ihre Kollegen in West- und Süddeutschland beobachtbaren Sachverhalten zu, an erster Stelle den beweglichen Altertümern, ihrer Substanz, der Art, wie sie hergestellt wurden, welchen Zweck sie hatten und wie alt sie waren. Das lief auf die Frage hinaus, ob technischer Fortschritt bei bloßem Experimentieren erzielt oder durch steigende Ansprüche „welterfahrener", auf Ansehen und Wirkung nach außen bedachter Eliten herausge-

fordert wurde, ferner in wie hohem Maße technische Spitzenleistungen am Wandel der Kulturen beteiligt gewesen seien.

Moderne Meßverfahren der Geowissenschaften, der Physik und Chemie („Archäometrie") bei der Geländeprospektion und der Materialprüfung erweiterten unsere Möglichkeiten erheblich, die Eigenschaften der Befunde und Fundeinschlüsse präziser zu erfassen als ehedem. Aber es sollte nicht vergessen werden, daß die ersten, noch tastenden Versuche aus den Elementanteilen prähistorischer Buntmetalle deren Alter und die Herkunft der verwendeten Erze zu erschließen, aus dem letzten Jahrzehnt vor der Jahrhundertwende stammen. Hier wäre als Initiator zunächst Matthäus Much zu nennen. Er kannte Kupfererzlagerstätten im Salzburger Pongau, rechnete begründet mit deren Abbau in prähistorischer Zeit, was ertragreiche Grabungen später bestätigten (K. Zchocke u. E. Preuschen 1932), und setzte nach weitreichenden Vergleichsstudien eine Kupferzeit voraus, die dem Bronzealter vorangegangen sei (1886, 2. Aufl. 1893). Um das zu prüfen, wurden chemische Analysen in Auftrag gegeben, von Oscar Montelius für Skandinavien (1895), Johanna Mestorf für Schleswig-Holstein (1895; H. Kröhnke 1897) und Adalbert Bezzenberger (1851–1922) in Königsberg für frühe Metallfunde aus Ostpreußen (1904). Erst seit spektralanalytische Verfahren zur Verfügung standen, hat die statistische Aussagekraft bei hoher Probenzahl beträchtlich zugenommen, so schon bei den Serien von Wilhelm Witter und Helmut Otto (1938 u. 1952) und noch einmal in einem langfristigen Stuttgarter Unternehmen, das Siegfried Junghans und Edward Sangmeister auf den Weg gebracht und zum Erfolg geführt haben (1960–1974). Ohne auf die Ergebnisse detaillierter einzugehen, sind Einsichten allgemeiner Art bemerkenswert. Sofern Gegenstände aus reinem Kupfer aus Gebieten stammen, in denen Erzlagerstätten fehlen, handelt es sich um Einfuhr aus der Fremde. Erst während der frühen Bronzezeit (Zinn-Arsen-Bronzen) formte man sie in den einzelnen Territorien aus importiertem, gehortetem Rohstoff (Barren) auf je eigene Weise. Die „Formenkreise", die dann sichtbar werden, stimmen keineswegs mit der Verbreitung aller Sachgruppen gleicher Zeitstellung überein. Kleidzubehör, Schmuck und deren Kombinationen folgten ebenso wie Töpferware anderen Regeln, sind räumlich begrenzter verteilt und eher

an regionale Verbände gebunden als Waffen und Prestigegüter (Bronze- und Goldgeschirr u.a.m.), die in vielen Kulturen Alteuropas nach gleichartigen Vorbildern kriegserprobter Männer geformt zu sein scheinen (Schwerter, Panzerteile). Das weist auf schichtspezifische Institutionen seit Beginn des Metallzeitalters hin und veranlaßt, nach der Bedeutung der Technik für den kulturgeschichtlichen Prozeß zu fragen.

Der kunstfertige Schmied, bei Völkern des Altertums zur mythischen Figur erhoben, weil er magische Fähigkeiten hatte und der Gottheit nahestand, übte sein Handwerk an Höfen aus, die über die notwendigen Rohstoffe verfügten und ihn aus Rangbegehren zu Spitzenleistungen anzuspornen vermochten. Der Aufwand, der bei komplizierten Gußverfahren getrieben werden mußte, etwa bei bronzenen Wagenrädern, Schwertern und Dolchen, denen Hans-Jürgen Hundt mit Röntgendiagnosen technische Einzelheiten abgerungen hat (1967.1969), läßt sich kaum in schlichten Bauerndörfern bewerkstelligt denken, auch nicht der Erwerb solcher qualitätvollen Erzeugnisse von jedermann. Tatsächlich werden Werkstattplätze für arbeitsteilige Produktionsprozesse mitunter in stark befestigten Siedlungen entdeckt, so auf der Heidenschanze in Dresden-Coschütz (Werner Coblenz 1967) oder in unmittelbarer Nachbarschaft der früheisenzeitlichen Heuneburg bei Hundersingen an der oberen Donau (Siegfried Kurz 1998). Regionale Herrschaftszentren waren es allemal, teils weil der Bau der Burgmauern viel mehr Arbeiter erforderte, als dort wohnen konnten, teils weil Prunkgräber unter monumentalen Tumuli unbestreitbar für elitäres Rangdenken und für eine Abhängigkeit der Handwerker und Bauern im Umfeld von ihren Häuptlingen sprechen. Ihr Ansehen und ihre charismatische Wirkung scheinen um so höher gestiegen zu sein, je sichtbarer es ihnen gelang, technischen Fortschritt im Bau- und Transportwesen, bei der Metallverarbeitung (Goldgranulation, Eisentauschierung u.a.m.), Töpferei (Drehscheibe) und Weberei (buntgemusterte Stoffe) an sich zu binden und außerdem Kostbarkeiten aus der mediterranen Fremde zu beziehen und mit Geschenken exquisiter Dinge Treueverhältnisse herzustellen und Bewunderung zu erwecken. Lokale und territoriale Konflikte werden dann nicht ausgeblieben sein. Mit ihnen hingen vielleicht Brandkatastrophen zusammen, die den Mau-

erring und die Bauten, die er umgab, flächenhaft zerstörten, vermutlich auch die relativ kurzfristige Dauer solcher Systeme insgesamt: Für eine dynastische Folge herrschender Familien über viele Generationen findet der Archäologe keinen sicheren Beleg. Das gilt vornehmlich für die Spätbronze- und vorrömische Eisenzeit. Aber solche Vorgänge wiederholten sich während der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit in Gebieten, die ehedem unter römischer Herrschaft standen und von germanischen Verbänden noch unter archaischen Verhältnissen (zum frühen Burgenbau Joachim Werner 1965) aufgesiedelt worden sind. Die Verfassungsnormen, die damals dort ausgebildet worden sind, mündeten im „Personenverbandsstaat" des hohen Mittelalters (Heinrich Mitteis 1940, 3. Aufl. 1958).

10. Epilog

Unser Fach ist nach hundertjähriger Forschung zu den Institutionen vorgedrungen, die einst den Kulturzustand, dessen Wandel und die Rolle der Eliten in diesem Prozeß auf je individuelle Weise geprägt haben. Aber wer von einem knappen Abriß der Forschungsgeschichte erwartet hat, Wesen und Sinn archäologischer Arbeit philosophisch begründet zu sehen, mag enttäuscht über das sein, was da zusammengetragen wurde. Denn die existentielle Frage, wie es in schriftloser Vergangenheit zugegangen sei und welche Eigenschaften des naturverbundenen Menschen, die in seinen Hinterlassenschaften umrißhaft erkennbar sind, unser Denken und Handeln heute noch bestimmten, sie wurde in den einzelnen Etappen fachlichen Bemühens unter abweichenden Aspekten gestellt und auf verschiedene Weise beantwortet. Anfänglich stand die Geschichte der Völker und Stämme im Mittelpunkt; man wollte ihr Werden über die Schwelle der Schriftlichkeit hinaus bis zu ihren Wurzeln zurückverfolgen, weil man sie für organisch gewachsene, autonome Gebilde hielt und davon überzeugt war, daß die Kultur unlösbar an die Völker gebunden sei, die sie geschaffen haben. Deshalb leuchtete es auch ohne weiteres ein, die regional begrenzte Verbreitung typischer Gegenstände aus dem Sachbesitz als „Kulturprovinzen" mit bestimmten ethnischen Verbänden zu identifizieren und deren Geschichte aus den inhaltlichen und räumlichen Veränderungen der Formenkreise abzuleiten. Als dann der naturwissenschaftliche Evolutionsgedanke der physischen Anthropologie und der Völkerkunde in eine sozialgeschichtliche Richtung wies und die Entwicklung der Kultur zum Generalthema werden ließ, begann auch die prähistorische Archäologie, sich in die lebhafte Erörterung einzuschalten und die Grundzüge der elementaren Evolution bei denjenigen Naturvölkern nachzuzeichnen, die den Hochkulturen der Antike und des Mittelalters vorausgingen. Auf diese Weise entstand eine vergleichende und allgemeine Archäologie, die zwar bald nach der Jahrhundertwende in ihren Anfängen

stecken blieb, aber das Blickfeld der Forschenden weltumspannend erweitert hat. Leistungen wie die eines Hoernes, Obermaier und Menghin werden deshalb unvergessen bleiben. Sie waren über lange Zeit der einzige Beitrag der Deutschen in der Auseinandersetzung mit den damals drängenden Fragen nach der physischen und geistigen Entfaltung der Menschheit in prähistorischer Vergangenheit. Die Versuche von Richard Rudolf Schmidt („Geist der Vorzeit" 1934) und Georg Kraft („Der Urmensch als Schöpfer" 1942) nahm die Fachforschung nur noch beiläufig zur Kenntnis.

Statt dessen erblühte in den deutschsprachigen Ländern seit den zwanziger Jahren die für wertfrei gehaltene und allein auf tatsächlicher Beobachtung beruhende antiquarische Richtung. Sie wurzelte in der Forschungsweise der Klassischen Archäologie des späten 19. Jahrhunderts und führte in methodischen Schritten von der soliden Wiedergewinnung der Denkmäler (Grabung) über ihre präzise Beschreibung und Datierung bis hin zu ihrer Erklärung (Hermeneutik). Auf diesem Gebiete hat die heimische Archäologie bedeutende Einzelleistungen aufzuweisen, sie hat durch zahlreiche Quellenwerke die Grundlage für eine historische Interpretation geschaffen. Wo Felduntersuchung Wohnplätze und Gräberfelder vollständig erfaßte, wurden auch die elementaren Vorgänge geschichtlichen Lebens sichtbar, die biologischen Verhältnisse (Bevölkerungsbewegung), die naturräumlichen Bedingungen (Bodenbedeckung, Vegetation, Klima), die Verfahrensweisen bei der Produktion von Nahrungsmitteln und Gütern, die Art ihrer Verteilung, die Voraussetzungen für die Bildung sozialer, auch herrschaftlicher Verbände und die Kräfte für die Ausgliederung beruflichen Handwerks. Man gewinnt den Eindruck, als ob die Grundzüge prähistorischer Lebensformen in gewissen Zonen und Zeitaltern als aufgeklärt gelten dürften und einer Periodisierung der wirtschaftlichen Verhältnisse hier keine unüberwindlichen Hindernisse mehr im Wege stünden.

Dagegen sind die historisch bedeutsamen Faktoren, die „real geistigen Tendenzen", von denen Leopold v. Ranke einst gesprochen hat, heute noch so gut wie unbekannt. Schon Ernst Wahle beklagte wiederholt (1932.1941, 2. Aufl. 1952), wie wenig man über das Verhältnis zwischen kulturschöpferischen Individuen und kulturtradierenden Gemeinschaften in vor- und frühgeschichtli-

cher Zeit unterrichtet sei. Die Rolle der führenden Einzelpersönlichkeit oder kleinerer Führungsgruppen beim Kulturkontakt und beim Kulturwandel entzieht sich tatsächlich weitgehend der unmittelbaren Beobachtung. Man gewinnt nur unzureichende Einblicke in den dialektischen Prozeß, den die bewußte Neuschöpfung durch die Eliten und der ständige Versuch in Gang setzten, die Kontraste auszugleichen, welche die realen Interessen der Masse ebenso hervorzurufen pflegten wie die Ansprüche, die in ihr geweckt wurden. Sucht man nach Möglichkeiten, für diese Vorgänge Belege beizubringen, bieten sich mehrere erprobte Wege an, von denen bereits die Rede war. Unsere heutigen Theoretiker werden sie vermutlich für veraltet halten und sie positivistisch nennen, sich dann aber dem Vorwurf aussetzen, den Begriff, aus dem das Epitheton abgeleitet wurde, mißverstanden zu haben. Auguste Comte (1839) ließ nur gelten, was rationale Erfahrung an Tatsachen ermitteln kann und deduzierte aus deren Wiederkehr allgemeinverbindliche Regeln, schloß also Wesensfragen aus. Orientiert sich der Archäologe wie jeder Historiker auch daran, wird er dennoch nicht auf die komparatistische Methode verzichten können, sich aber auf Vergleiche zwischen zeitgleichen und ähnlich aufgebauten Verbänden beschränken müssen. Wählt man naturvölkische Kulturen der Neuzeit als Vergleichspartner, kennt aber deren geschichtlichen Wandel nur aus ethnographischen Berichten der letzten dreihundert Jahre, lassen sich zwar Sachverhalte und deren Zusammenhänge für die Gegenwart ermitteln, soweit sie dem Beobachter zugänglich waren und er sie richtig interpretierte; erzählten aber Eingeborene aus der Vergangenheit, nahmen Ereignisse, die das Gedächtnis aufbewahrte, bald mythische Züge an, sofern sie in ihr Weltbild paßten. Es sind gefilterte Aspekte vergangener Wirklichkeiten. Für prähistorische Zeitalter vermittelt das Medium der dinglichen Überlieferung und deren Interpretation Einsichten in die Prinzipien, nach denen zweckorientierte Gedanken ins Gegenständliche transformiert erscheinen. Einerlei ob in Sachen für den täglichen Gebrauch, Bauwerken oder Bildern, stets waren sie an selektive Aspekte gebunden, aber in zeitlicher Folge, so daß Zeitgleiches miteinander verglichen werden kann, auch um individuelle Leistungen von allgemein verbreiteten zu unterscheiden.

Bei interethnischem Vergleich sollte klar sein, auf welchen Denkkategorien analoges Handeln beruhte. Für prähistorische Zeitalter bieten außer sakralem Brauchtum (Bestattungsriten, Opfer) geometrische und figurale Bilder viele Belege. Nikolaus Himmelmann-Wildschütz stellte sie für die archaische Kunst Griechenlands zur Diskussion (1964.1967), Emma Brunner-Traut, wie schon erwähnt, für „aspektive" Malerei aus Altägypten. Als Frederik van Scheltemas ähnlicher Versuch, aus der „Kunst unserer Vorzeit" eine psychogen begründbare Etappenfolge zu gewinnen (1936), sich noch als unzulänglich erwies, begnügten sich Prähistoriker fortan mit zergliedernder Ikonographie, verzichteten mithin darauf, eigene Kriterien zu finden, die es erlauben würden, über den kognitiven Vorgang und über die Weise nachzudenken, wie eine bestimmte Idee im Bild symbolische Form erhielt.

Kontrastive Studien innerhalb der Alten Welt und in Ländern, auf die sie nicht einwirkte, schaffen auch für diesen sensiblen Bereich quellenorientierte Grundlagen. Hermann Müller-Karpe hat „Vergleichender und Allgemeiner Archäologie" (Bonner Kommission) sein Lebenswerk gewidmet. Erste Synopsen legte er in einem vierbändigen Handbuch vor (1977/80) und ließ ihm 1998 ein fünfbändiges unter dem Titel „Grundzüge früher Menschheitsgeschichte" folgen. Beide Male waren es Leistungen eines einzelnen Gelehrten. Weitblick, Kompetenz und Mut, antike Lebensformen in ihren übereinstimmenden und gegensätzlichen Gefügen synwie diachron geschlossen darzustellen, diese Eigenschaften sind es, die uns auf eine glückliche Zukunft unseres Faches hoffen lassen.

Bibliographie

Aner, E. u. Kersten, K., Die Funde der älteren Bronzezeit des nordischen Kreises in Dänemark, Schleswig-Holstein und Niedersachsen 1–8 (Neumünster 1973–1986). 10 (ebd. 1995). 17 (ebd. 1991).

Bastian, A., Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen und seine Begründung auf ethnologische Sammlungen (Berlin 1881); ders. Ethnische Elementargedanken in der Lehre vom Menschen (Berlin 1895).

Behm-Blancke, G., Heiligtümer, Kultplätze und Religion. In: J. Herrmann, Archäologie in der Deutschen Demokratischen Republik 1 (Stuttgart 1989) 166 ff.

Behrens, H., Die Jungsteinzeit im Mittelelbe-Saale-Gebiet. Veröff. Landesmus. f. Vorgesch. Halle 27 (Berlin 1973).

Beltz, R., Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin (Schwerin 1910).

ders., Die bronze- und hallstattzeitlichen Fibeln. 6. Ber. Komm. f. prähist. Typenkarten. In: Zeitschr. f. Ethn. 45, 1913, 659 ff.

Bernheim, E., Lehrbuch der Historischen Methode und der Geschichtsphilosophie (Leipzig 1889, 6. Aufl. ebd. 1908).

Bezzenberger, A., Analysen vorgeschichtlicher Bronzen Ostpreußens (Königsberg 1904).

Biel, J., Der Keltenfürst von Hochdorf (Stuttgart 1985).

ders., Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern. Forsch. u. Ber. z. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württ. 24 (Stuttgart 1987).

Bierbrauer, V., Invillino-Ibligo in Friaul 1.2. Münchner Beitr. z. Vor- u. Frühgesch. 33.34 (München 1987.1988).

Bittel, K. (Hrsg.), Boğazköy-Hattuša 1–14 (Stuttgart 1952 ff.; Berlin 1987).

Blume, E., Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit 1. Mannus-Bibl. 8 (Würzburg 1912).

Böhner, K., Die fränkischen Altertümer des Trierer Landes. Germ. Denkm. d. Völkerwanderungszt. Ser. B,1 (Berlin 1958).

ders., Das Römisch-Germanische Zentralmuseum – eine vaterländische und gelehrte Gründung des 19. Jahrh. In: Jahrb. Röm.-Germ. Zentralmus. 25, 1978 (1982) 1 ff.

Bollmus, R., Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem (Stuttgart 1970).

Bönisch, E., Die urgeschichtliche Besiedlung am Niederlausitzer Landrücken. Untersuchungen am Oberlauf der Kzschischoka. Forsch. z. Arch. Brandenburg 4 (Potsdam 1996).

Bosinski, G. (Hrsg.), Der Magdalénien-Fundplatz Gönnersdorf 1–5 (Wiesbaden 1974–1980).

Bouresch, B., Die Neuordnung des Rheinischen Landesmuseums Bonn 1930–1939 (Köln/Bonn 1996).

Brenner, E., Der Stand der Forschung über die Kultur der Merowinger-Zeit. 7. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1915.

Brunn, W.A.v., Die Hortfunde der frühen Bronzezeit aus Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen. Bronzezeitliche Hortfunde 1. Schr. d. Sektion Vor- u. Frühgesch. 7 (Dt. Akad. d. Wiss.) (Berlin 1959).

ders., Mitteldeutsche Hortfunde der jüngeren Bronzezeit. Röm.-Germ. Forsch. 29 (Berlin 1968).

Brunner-Traut, E., Frühformen des Erkennens. Aspektive im Alten Ägypten (3. Aufl. Darmstadt 1996).

Burckhardt, J., Die Kultur der Renaissance in Italien (Basel 1860).

Buttler, W.u. Haberey, W., Die bandkeramische Ansiedlung bei Köln-Lindenthal. Röm.-Germ. Forsch. 11 (Berlin 1936).

ders., Der donauländische und westische Kulturkreis der jüngeren Steinzeit. Handb. Urgesch. Deutschlands 2 (Berlin 1938).

Canfora, L., Politische Philologie. Altertumswissenschaften und moderne Staatsideologien (dt. Stuttgart 1995) 9ff.

Chronologie. Archäologische Daten der Schweiz. Antiqua 15 (Basel 1986), darin 73ff.: U. Ruoff u. V. Rychner, Die Bronzezeit im Schweizerischen Mittelland.

Coblenz, W., Zu den bronzezeitlichen Metallfunden von der Heidenschanze in Dresden-Coschütz und ihrer Rolle bei der zeitlichen und funktionellen Bedeutung der Burgen der Lausitzer Kultur. In: Arbeits- u. Forschungsber. z. Sächs. Bodendenkmalpfl. 16/17, 1967, 179ff.

ders., Zu den bronze- und früheisenzeitlichen Befestigungen der sächsisch-lausitzischen Gruppe. In: Beiträge zum bronzezeitlichen Burgenbau in Mitteleuropa (Berlin u. Nitra 1982) 149ff.

ders., Bemerkungen zur ostdeutschen Archäologie zwischen 1945 und 1990. Ethn.-Arch. Zeitschr. 39, 1998, 529ff.

Donat, P., Die Mecklenburg – eine Hauptburg der Obodriten. Schr. z. Ur- u. Frühgesch. 37 (Berlin 1984).

Doppelfeld, O., Großbauten unter dem Kölner Rathaus. Germania 34, 1956, 83ff.; Das Praetorium unter dem Kölner Rathaus. In: W. Krämer (Hrsg.), Neue Ausgrabungen in Deutschland (Berlin 1958) 315ff.

ders., Das fränkische Frauengrab unter dem Chor des Kölner Domes. Germania 38, 1960, 89ff.; Das fränkische Knabengrab unter dem Chor des Kölner Domes. Ebd. 42, 1964, 156ff.

Dopsch, A., Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Caesar bis auf Karl den Großen (2. Aufl. Wien 1923/24).

Droysen, J.G., Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte (Hrsg.: R. Hübner, 3. Aufl. München 1958).

Ebert, M., Südrußland im Altertum. Bücherei d. Kultur u. Gesch. 12 (Berlin u. Leipzig 1921).

Egg, M., Italische Helme. Studien zu den ältereisenzeitlichen Helmen Italiens und der Alpen. Monogr. Röm.-Germ. Zentralmus. 11 (Mainz 1986).

Eggers, H., Der römische Import im Freien Germanien. Atlas d. Urgesch. 1 (Hamburg 1951).

Eggert, M. u. K. Veit (Hrsg.), Theorie in der Archäologie: Zur englischsprachigen Diskussion. Tübinger Arch. Taschenb. 1 (München 1998).

Engels, F., Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats (Wien 1884).

Esper, J., Ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen (Nürnberg 1774).

Falkenstein, F., Eine Katastrophen-Theorie zum Beginn der Urnenfelder-Kultur. In: C. Becker u. a. (Hrsg.), Chrónos., Beiträge zur prähistorischen Archäologie zwischen Nord- und Südosteuropa. Festschrift für Bernhard Hänsel. Intern. Arch. St. Hon. 1 (Espelkamp 1997) 549 ff.

Fingerlin, G., Dangstetten. Katalog der Funde 1.2. Forsch. u. Ber. z. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württ. 22.69 (Stuttgart 1986.1998).

Firbas, F., Spät- und nacheiszeitliche Waldgeschichte Mitteleuropas nördlich der Alpen 1.2 (Jena 1949).

Fischer, F., Das Oppidum von Altenburg-Rheinau, ein Vorbericht. Germania 44, 1966, 286 ff.; Untersuchungen im spätkeltischen Oppidum von Altenburg-Rheinau. In: Ausgrabungen in Deutschland, gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1950–1975 1 (Mainz 1975) 312 ff.

Götze, A., Vorgeschichte der Neumark (Landsberg a. d. Warthe 1897); Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Ostprignitz (Berlin 1907); Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Westprignitz. Die Kunstdenkm. d. Prov. Brandenburg 1 (Berlin 1912).

ders., mit P. Höfer u. P. Zschiesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens (Würzburg 1909).

Gräbner, F., Methode der Ethnologie (Heidelberg 1911).

Grimm, P., Tilleda. Eine Königspfalz am Kyffhäuser 1.2. Schr. z. Vor- und Frühgesch. 24.40 (Berlin 1968.1990).

Grünert, H. (Hrsg.), Geschichte der Urgesellschaft (2. Aufl. 1982 Berlin).

Günther, R. u. Köpstein, H. (Hrsg.), Römer an Rhein und Donau. Zur politischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung in den römischen Provinzen an Rhein, Mosel und oberer Donau im 3. und 4. Jahrhundert. Veröff. Zentralinst. f. Alte Gesch. u. Arch. (Dt. Akad. d. Wiss. 3) (Berlin 1975).

Gummel, H., Forschungsgeschichte in Deutschland. Die Urgeschichtsforschung und ihre historische Entwicklung in den Kulturstaaten der Erde 1 (hrsg. v. H. Jacob-Friesen) (Berlin 1938).

Haarnagel, W. (Hrsg.), Feddersen Wierde. Die Ergebnisse der Ausgrabung der vorgeschichtlichen Wurt Feddersen Wierde bei Bremerhaven in den Jahren 1955–1963 1–4 (Wiesbaden 1967–1991).

Hachmann, R. (Hrsg.), Kāmid el-Lōz 1–5.7.8.10–19. Saarbr. Beitr. z. Altertumskde. 7.18.19.21.34.35.40–42.46.47.49.53.56.59.62.63 (Bonn 1970–1999).

Haffner, A. u. a., Das keltisch-römische Gräberfeld von Wederath-Belginum 1–5. Trierer Grabung u. Forsch. 4 (Mainz 1971–1998).

Hammerstein, N., Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Wissenschaftspolitik in Republik und Diktatur (München 1999).

Hänsel, B., Kastanas. Die Grabung und der Baubefund. Prähist. Arch. in Südosteuropa 7 (Berlin 1989).

ders. u.a., Vorbericht über die jugoslawisch-deutschen Ausgrabungen in der Siedlung von Feudvar bei Mošorin (Gem. Titel, Vojvodina) von 1986–1990. 72. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1991, 45 ff.

ders. u. P. Medovic, ^{14}C-Datierungen aus früh- und mittelbronzezeitlichen Schichten der Siedlung von Feudvar bei Mošorin in der Vojvodina. Germania 70, 1992, 251 ff.

Heiber, H., Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands. Qu. u. Darst. z. Zeitgesch. 15 (Stuttgart 1966).

Herrmann, J., Die vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle Groß-Berlins und des Bezirkes Potsdam. Schr. d. Sektion f. Vor- u. Frühgesch. (Dt. Akad. d. Wiss.) 9 (Berlin 1960).

ders., Köpenick. Ein Beitrag zur Frühgeschichte Groß-Berlins. Ebd. 12 (Berlin 1962).

ders., Tornow und Vorberg. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Lausitz. Ebd. 21 (Berlin 1966).

ders., Siedlung, Wirtschaft und gesellschaftliche Verhältnisse der slawischen Stämme zwischen Oder/Neiße und Elbe. Ebd. 23 (Berlin 1968).

ders., Die slawischen und germanischen Siedlungen und das mittelalterliche Dorf Tornow, Kr. Calau. Ebd. 26 (Berlin 1973).

ders. (Hrsg.), Die Slawen in Deutschland. Geschichte und Kultur der slawischen Stämme westlich von Oder und Neiße vom 6. bis 12. Jahrhundert. Ein Handbuch. Veröff. Zentralinst. f. Alte Gesch. u. Arch. (Akad. d. Wiss. d. DDR) 14 (Berlin 1972, Neuaufl. 1985).

ders. (Hrsg.), Deutsche Geschichte 1 (Berlin 1982).

ders., Die Menschwerdung. Zum Ursprung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft (Berlin 1985).

Himmelmann-Wildschütz, N., Bemerkungen zur geometrischen Plastik (Bern 1964).

ders., Erzählung und Figur in der archaischen Kunst. Abhandlg. Akad. d. Wiss. Mainz, Geistes-Sozialwiss. Kl. 1967, Nr. 2 (Mainz 1967).

Hingst, H., Vorgeschichte des Kreises Stormarn. Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler und Funde in Schleswig-Holstein 5 (Neumünster 1959).

ders. (Hrsg.), Urnenfriedhöfe Schleswig-Holsteins 1–13. Offa-Bücher 22.24.27.30.43. 46.48.49.58.60.63.67.68 (Neumünster 1968–1989).

Hoernes, M., Die Urgeschichte des Menschen (Wien 1891).

ders., Grundlinien einer Systematik der prähistorischen Archäologie. Zeitschr. f. Ethn. 25, 1893, 49 ff.

ders., Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr. (Wien 1898. 3. Aufl. mit O. Menghin ebd. 1925).

ders., Natur- und Urgeschichte des Menschen 1.2 (Wien u. Leipzig 1909).

Horst, F., Zedau. Eine jungbronze- und eisenzeitliche Siedlung in der Altmark. Schr. d. Sektion f. Vor- u. Frühgesch. (Dt. Akad. d. Wiss.) 36 (Berlin 1985).

Hübinger, P.E. (Hrsg.), Kulturbruch oder Kulturkontinuität von der Antike zum Mittelalter. Wege d. Forsch. 201 (Darmstadt 1968).

Hufen, Chr., Beutekunst oder Raubzüge deutscher Archäologen. Eine Nachlese. Neue bildende Kunst 6, 1997, 60 ff.; ders., Gotenforschung und Denkmalpflege. Herbert Jankuhn und das Kommandounternehmen des „Ahnenerbes" der SS. In: W. Eichwede u. U. Hartung (Hrsg.), „Betr.: Sicherstellung". NS-Kunstraub in der Sowjetunion (Bremen 1998) 75 ff.

Hundt, H.-J., Produktionsgeschichtliche Untersuchungen über den bronzezeitlichen Schwertguß. Jahrb. Röm.-Germ. Zentralmus. 12, 1965 (1967) 41 ff.

ders. u. D. Ankner, Die Bronzeräder von Haßloch. Mitt. Hist. Ver. d. Pfalz 67, 1969, 14 ff.

Hvass, St., Die völkerwanderungszeitliche Siedlung Vorbasse, Mitteljütland. Acta Arch. 49, 1978, 61 ff.; Vorbasse. The Viking-Age Settlement at Vorbasse, Central Jutland. Ebd. 50, 1979, 137 ff.; Eine Dorfsiedlung während des 1. Jahrtausends n. Chr. in Mitteljütland. 67. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1986, 529 ff.

ders., Jelling – schon in der Wikingerzeit eine tausendjährige Siedlung. In: A. Wesse (Hrsg.), Studien zur Archäologie des Ostseeraumes. Von der Eisenzeit zum Mittelalter. Festschr. f. Michael Müller-Wille (Neumünster 1998) 161 ff.

Jacob-Friesen, K. H., Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Stand und Kritik der Forschung über Rassen, Völker und Kulturen in urgeschichtlicher Zeit. Veröff. Urgesch. Abtlg. Prov.-Mus. Hannover 1 (Hannover 1928).

Jacobsthal, P., Early Celtic Art 1.2 (Oxford 1944, 2. Aufl. 1969 ebd.).

Jahn, M., Die deutsche Vorgeschichtswissenschaft in einer Sackgasse? Nachrichtenbl. Dt. Vorzt. 17, 1941, 73 ff.

Jankuhn, H., Die Wehranlagen der Wikingerzeit zwischen Schlei und Treene. Die Ausgrabungen in Haithabu 1. Offa-Bücher 1 (Neumünster 1937); Haithabu. Eine germanische Stadt der Frühzeit (2. Aufl. Neumünster 1938, 4. Aufl. ebd. 1963); Die Ausgrabungen in Haithabu (1937–1939). Vorläufiger Grabungsbericht. „Das Ahnenerbe" R. B, Abtlg.: Arb. z. Ur-, Vor- u. Frühgesch. 3 (Berlin 1943).

ders. mit K. Schietzel u. H. Reichstein (Hrsg.), Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen an ländlichen und frühstädtischen Siedlungen im deutschen Küstengebiet vom 5. Jahrhundert v. Chr. bis zum 11. Jahrhundert n. Chr. 2: Handelsplätze des frühen und hohen Mittelalters (Weinheim 1984), darin 114 ff. W. Haarnagel zu Funden aus Emden, 135 ff. Schietzel u. a. zu Haithabu.

Junghans, S., E. Sangmeister u. M. Schröder, Metallanalysen kupferzeitlicher und frühbronzezeitlicher Bodenfunde aus Europa. St. zu den Anfängen der Metallurgie 1 (Berlin 1960); ders., Kupfer und Bronze in der frühen Metallzeit Europas. Ebd. 2,1–4 (Berlin 1968–1974).

Kater, M. H., Das Ahnenerbe der SS. 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches (Stuttgart 1974).

Kiekebusch, A., Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin. Dt. Urzt. 1 (Berlin 1923).

Kilian, K., Zum Beginn der Hallstattzeit in italien und im Ostalpenraum. Jahrb. Röm.-Germ. Zentralmus. 17, 1970, 63 ff.

Kimmig, W. (Hrsg.), Heuneburgstudien 1–9. Röm.-Germ. Forsch. 25.33.34.37. 42.45.47.53.56 (Berlin, Mainz 1962–1996).

Koepp, F., Die Römer in Deutschland. Monogr. z. Weltgesch. 22 (Bielefeld 1905, 3. Aufl. 1912 ebd.).

ders., Archäologie 1–4. Smlg. Göschen (2. Aufl. Berlin 1919/20).

Kossack, G., Zur Geschichte der Urgeschichtsforschung in Schleswig-Holstein. Christiana Albertina (Kieler Univ.-Zeitschr.) 1966, 51 ff.

ders., Gero Merhart von Bernegg (1886–1959). In: I. Schnack, Marburger Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Lebensbilder aus Hessen 1. Veröff. Hist. Komm. f. Hessen 35,1 (Marburg 1977) 332 ff.

ders., Von den Anfängen des skytho-iranischen Tierstils. In: H. Franke (Hrsg.), Skythika. Abhdl. Phil.-Hist. Kl. Bayer. Akad. d. Wiss. N. F. 98 (München 1987) 24 ff.

ders., Dörfer im nördlichen Germanien vornehmlich aus der römischen Kaiserzeit. Ebd. 112 (München 1997).

ders. mit O. Harck u. J. Reichstein, Zehn Jahre Siedlungsforschung auf Sylt. 55. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1974 (1975) 261 ff.

ders. mit H. Küster, [Rez. zu] P. Breunig, ^{14}C-Chronologie des vorderasiatischen, südost- und mitteleuropäischen Neolithikums (1987). Germania 69, 1991, 433–445.

ders. u.a. (Hrsg.), Archsum auf Sylt 1–3. St. z. Küstenarch. Schleswig-Hosltteins Ser. B 1–3. Röm.-Germ. Forsch. 39.44.50 (Mainz 1980–1990).

ders. mit K. E. Behre u. P. Schmid (Hrsg.), Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen in ländlichen und frühstädtischen Siedlungen im deutschen Küstengebiet vom 5. Jahrhundert v. Chr. bis zum 11. Jahrhundert n. Chr. 1 ländliche Siedlungen (Weinheim 1984).

Kossinna, G., Über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland. Korrespondenzbl. Dt. Anthr. Ges. 26, 1895, 109 ff. („Kasseler Vortrag", auch Zeitschr. Ver. f. Volkskde. 6, 1896, 1 ff.).

ders., Die Herkunft der Germanen: Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Mannus-Bibl. 6 (Würzburg 1911); erweitert in: ders., Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit 1.2. Irminsul. Schr. u. Bl. f. dt. Art u. Kunst 1.2 (Berlin 1926.1927), 3. Aufl. Manus-Bücherei 6, Leipzig 1936).

ders., Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. Mannus-Bibl. 9 (Würzburg 1912), 7. Aufl. Leipzig 1936).

Kraft, G., Der Urmensch als Schöpfer (Tübingen 1942, 2. Aufl. ebd. 1948).

Kraft, K. u. Gebhard, H. (Hrsg.), Die Fundmünzen der römischen Zeit in Deutschland. I,1–IV,3 (Berlin 1960–1970).

Krämer, W., Fünfundsiebzig Jahre Römisch-Germanische Kommission. 58. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1977, Beih. (Mainz 1979) 5 ff.

ders., Das Römisch-Germanische Zentralmuseum und die deutsche Vorgeschichtsforschung um die Jahrhundertwende. Jahrb. Röm.-Germ. Zentralmus. 25, 1978 (1982) 49 ff.

Kröhnke, H., Chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzen Schleswig-Holsteins (Diss. Kiel 1897).

Krüger, B., Die Kietzsiedlungen im nördlichen Mitteleuropa. Schr. Sekt. f. Vor- u. Frühgesch. (Dt. Akad. d. Wiss.) 11 (Berlin 1962).

ders., Waltersdorf. Eine germanische Siedlung der Kaiser- und Völkerwanderungszeit im Dahme-Spree-Gebiet. Ebd. 43 (Berlin 1987).

ders. (Hrsg.), Die Germanen. Geschichte und Kultur der germanischen Stämme in Mitteleuropa 1.2. Veröff. Zentralinst. f. Alte Gesch. u. Arch. (Akad. d. Wiss. d. DDR) 4 (Berlin 1976.1983, 2. Aufl. 1988 ebd.).

Kunkel, O., Die Jungfernhöhle bei Tiefenellern. Eine neolithische Kultstätte auf dem Fränkischen Jura bei Bamberg. Münchner Beitr. z. Vor- u. Frühgesch. 5 (München 1955).

Kurz, S., Neue Ausgrabungen im Vorfeld der Heuneburg bei Hundersingen an der oberen Donau. Germania 76, 1998, 527 ff.

Lafitau, J.-F., Die Sitten der amerikanischen Wilden im Vergleich zu den Sitten der Frühzeit (dt. hrsg. u. komm. v. H. Reim, Weinheim 1987).

Lichardus, J. u. a., Bericht über die bulgarisch-deutschen Ausgrabungen in Drama (1983–1988). Neolithikum – Kupferzeit – Bronzezeit. 70. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1989 (1990) 5 ff.; Bericht über die bulgarisch-deutschen Ausgrabungen in Drama (1989–1995). Neolithikum – Kupferzeit – Bronzezeit – Eisenzeit – Römerzeit. Ebd. 77, 1996, 5 ff.

Lissauer, A., Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für Typenkarten 1–4. Zeitschr. f. Ethn. 36, 1904–39, 1907.

Lubbock, Die Entstehung der Zivilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts (Jena 1875).

Lüning, J. u. a. (Hrsg.), Beiträge zur neolithischen Besiedlung der Aldenhovener Platte. 1.–3. Rhein Ausgr. 13.18.28 (Bonn 1973.1977.1988).

Maise, Chr., Archäoklimatologie. Vom Einfluß nacheiszeitlicher Klimavariabilität in der Ur- und Frühgeschichte. Jahrb. Schweiz. Ges. Urgesch. 81, 1998, 197 ff.

Mania, D. H. u. a., Bilzingsleben. Homo erectus – seine Kultur und seine Umwelt. 1–4. Veröff. Landesmus. Halle 32.36.39.44 (Berlin 1980.1983.1986.1991).

Matthes, W., Die Urgeschichte des Kreises Ostprignitz (Leipzig 1929).

Menghin, O., Weltgeschichte der Steinzeit (Wien 1931, 2. Aufl. ebd. 1990).

Merhart, G., Bronzezeit am Jenissei. Ein Beitrag zur Urgeschichte Sibiriens. Bücher z. Ur- u. Frühgesch. 1 (Wien 1926).

ders., Hallstatt und Italien. Gesammelte Aufsätze zur Frühen Eisenzeit in Italien und Mitteleuropa (Mainz 1969).

Michaelis, A., Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen (Leipzig 1908).

Milojčić, Vl., Chronologie der jüngeren Steinzeit Mittel- und Südosteuropas (Berlin 1949).

ders. (Hrsg.), Beiträge zur ur- und frühgeschichtlichen Archäologie des Mittelmeer-Kulturraums 1 ff. (Bonn), darin ders. u. a., Die deutschen Ausgrabungen auf der Argisca-Magula in Thessalien 1–4 (1962–1981); Die Funde der frühen Dimini-Zeit auf der Arapi-Magula, Thessalien (1969); Die deutschen Ausgrabungen auf der Otzaki-Magula in Thessalien 1–3 (1971.1976.1981.1983); Demetrias 1–4 (1976. 1978.1980.1981); Die deutschen Ausgrabungen auf der Pevkakia-Magula in Thessalien 1–3 (1989.1992.1996).

Mitteis, H., Der Staat des hohen Mittelalters. Grundlinien einer vergleichenden Verfassungsgeschichte des Lehnszeitalters (5. Aufl. Weimar 1956).

Montelius, O., Findet man in Schweden Überreste von einem Kupferaltar? Archiv f. Anthr. 23, 1895, 449 ff.

Morgan, L. H., Ancient Society (New York 1877, dt. Stuttgart 1891).

Much, M., Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Cultur der Indogermanen (Wien 1886, 2. Aufl. Jena 1893).

Mühlmann, W. Methodik der Völkerkunde (Stuttgart 1938).

ders., Geschichte der Anthropologie (Bonn 1948).

Müller, J. H. (u. J. Reimers), Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover (Hannover 1893).

Müller-Karpe, H., Beiträge zur Chronologie der Urnenfelderzeit nördlich und südlich der Alpen. Röm.- Germ. Forsch. 22 (Berlin 1959).

ders., Handbuch der Vorgeschichte 1–4 (München 1977–1980).

ders., Grundzüge früher Menschheitsgeschichte 1–5 (Darmstadt u. Stuttgart 1998).

ders. (Hrsg.), Prähistorische Bronzefunde [in 21. Abtlgn.] (München 1969–1986).

ders. (Hrsg.), Materialien zur Allgemeinen und Vergleichenden Archäologie 1–42 (München 1982–1989).

Narr, K. J., Nach der nationalen Vorgeschichte. In: W. Prinz u. P. Weingart (Hrsg.), Die sogenannten Geisteswissenschaften: Innenansichten (Frankfurt a. M. 1990) 279 ff.

ders. (Hrsg.), Handbuch der Urgeschichte 1.2 (Bern u. München 1966.1975).

Otto, H. u. W. Witter, Handbuch der ältesten vorgeschichtlichen Metallurgie in Mitteleuropa (Leipzig 1952).

Otto, K.-H., Archäologische Kulturen und die Erforschung der konkreten Geschichte von Stämmen und Völkerschaften. Ethnogr.-Arch. Forsch. 1, 1953, 1 ff.

ders., Die sozialökonomischen Verhältnisse bei den Stämmen der Leubinger Kultur in Mitteldeutschland. Ebd. 3, 1955.

ders., Deutschland in der Epoche der Urgesellschaft. Lehrbuch der deutschen Geschichte 1 (Berlin 1960, 4. Aufl. ebd. 1981).

ders., Ur- und Frühgeschichtsforschung als Gesellschaftswissenschaft. In: ders. (Hrsg.), Aus Ur- und Frühgeschichte (Dt. Hist.-Ges.) (Berlin 1962) 13 ff.

Parzinger, H., Studien zur Chronologie und Kulturgeschichte der Jungstein-, Kupfer- und Frühbronzezeit zwischen Karpaten und mittlerem Taurus. Röm.-Germ. Forsch. 52 (Mainz 1993).

Petrikovits, H. v., Das römische Rheinland. Archäologische Forschungen seit 1945 (Köln/Opladen 1960).

ders., Die Rheinlande in römischer Zeit (Düsseldorf 1980).

Piaget, J., Psychologie der Intelligenz (3. Aufl. Stuttgart 1992). – Empfehlenswerte Einführungen: H. G. Ginsburg u. S. Opper, Piagets Theorie der geistigen Entwicklung (7. Aufl. Stuttgart 1993); Th. Kesselring, Jean Piaget (2. Aufl. München 1999).

Pirling, R., Das römisch-fränkische Gräberfeld von Krefeld-Gellep [1–4]. Germ. Denkm. d. Völkerwanderungszt. Ser. B, 2.8.10.13 (Berlin 1966.1974.1979.1989).

Prosdocimi, A. L., The Language and Writing of the Early Celts. In: S. Moscati (Hrsg.), The Celts (Ausst. Palazzo Grassi, Venezia) (Milano 1991) 51 ff.

Puschner, U., W. Schmitz u. J. H. Ulbricht (Hrsg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918 (München u. a. 1996).

Ranke, J., Der Mensch 1.2 (Leipzig 1886/87, 3. Aufl. ebd. u. Wien 1912).

Ratzel, F., Anthropogeographie 1.2 (Stuttgart 1882, Nachdruck Darmstadt 1975).
Reusch, W., Die Aula Palatina in Trier (die sogenannte Basilika). Germania 33, 1955, 180 ff.
Riegl, A., Die spätrömische Kunstindustrie nach Funden in Österreich-Ungarn (Wien 1901, Neudruck ebd. 1927 u. Darmstadt 1992).
Roeder, M., ^{14}C-Daten und archäologischer Befund am Beispiel eines Hauses von Feudvar bei Mošorin in der Vojvodina. Germania 70, 1992, 259 ff.
Rosenfeld, H., Die Inschrift des Helmes von Negau. Zeitschr. f. dt. Philol. 86, 1955/56, 241 ff.
Sangmeister, E. u. a., Zambujal 1–3. Madrider Forsch. 5 (Mainz 1981–1995).
Schaeffer, Cl. F. A., Stratigraphie comparée et chronologie de l'Asie Occidentale (III^{e} et II^{e} millénaires). (London 1948).
Scheltema, A. van, Die Kunst unserer Vorzeit (Leipzig 1936).
Schieder, Th., Geschichte als Wissenschaft. Eine Einführung (2. Aufl. München-Wien 1968).
Schier, W., Die vorgeschichtliche Besiedlung im südlichen Maindreieck. Materialh. z. Bayer. Vorgesch. 60 (Kallmünz 1990).
Schietzel, K. (Hrsg.), Berichte über die Ausgrabungen in Haithabu 1–28 (Neumünster 1969–1990).
Schindler, R., Studien zum vorgeschichtlichen Siedlungs- und Befestigungswesen des Saarlands (Trier 1968).
ders. u. K.-H. Tiel, Vor- und frühgeschichtliche Burgwälle des Großherzogtums Luxenburg. Trier Grabungen u. Forsch. 13,1 (Mainz u. Trier 1977).
ders., Die Altburg bei Bundenbach. Eine befestigte Höhensiedlung des 2./1. Jahrhunderts v. Chr. im Hunsrück. Trierer Grabungen u. Forsch. 10 (Mainz 1977).
Schlichtherle, H., Aspekte der siedlungsarchäologischen Erforschung von Neolithikum und Bronzezeit im südwestdeutschen Alpenvorland. 71. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1990 (1991) 208 ff.
Schmidt, R. R., Die diluviale Vorzeit Deutschlands (Stuttgart 1912).
ders., Jungsteinzeit-Siedlungen im Federseemoor 1–3 (1 Augsburg 1930. 2.3 Stuttgart 1936.1937).
ders., Der Geist der Vorzeit (Berlin 1936).
Schmidt, P. W., Handbuch der Methode der Kulturhistorischen Ethnographie (Münster i. W. 1937).
Schmotz, K., Die vorgeschichtliche Besiedlung im Isarmündungsgebiet. Materialh. z. Bayer. Vorgesch. 58 (Kallmünz 1989).
Schnurbein, S. Frh. v., Die römischen Militäranlagen bei Haltern. Bodenaltert. Westfalen 14 (Münster 1974).
ders., Das Projekt: Römische Funde im mitteleuropäischen Barbaricum, dargestellt am Beispiel Niedersachsen. 73. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1992 (1993) 5 ff.
Schönberger, H., Die römischen Truppenlager der frühen und mittleren Kaiserzeit zwischen Nordsee und Inn. 66. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1985 (1986) 321 ff.
Schubart, H. u. H. G. Niemeyer, Toscanos, Die altpunische Faktorei an der Mündung des Rio de Velez. Madrider Forsch. 6 (Berlin 1969); dies. in: Madrider Mitt. 13, 1972, 125 ff.; 19, 1978, 23 ff.

ders. u.a., Fuente Alamo. Vorbericht über die Grabung 1979 in der bronzezeitlichen Höhensiedlung. Madrider Mitt. 21, 1980, 45 ff.; ferner ebd. 27, 1986, 27 ff.; 30, 1989, 76 ff.; 31, 1990, 154 ff.; 34, 1993, 1 ff.; 36, 1995, 150 ff.

Schuchhardt, C., Die Römerschanze bei Potsdam nach den Ausgrabungen 1908 und 1909. Praehist. Zeitschr. 1, 1909, 209 ff.

ders., Vorgeschichte von Deutschland (München 1928, 3. Aufl. ebd. 1935).

ders., Aus Leben und Arbeit (Berlin 1944).

Schuldt, E., Pritzier. Ein Urnenfriedhof der späten römischen Kaiserzeit in Mecklenburg. Schr. d. Sektion f. Vor- u. Frühgesch. (Dt. Akad. d. Wiss.) 4 (Berlin 1955).

ders., Die slawische Keramik in Mecklenburg. Ebd. 5 (Berlin 1956).

ders., Hohenviecheln. Ein mittelsteinzeitlicher Wohnplatz in Mecklenburg. Ebd. 10 (Berlin 1961).

ders., Behren-Lübchin. Eine spätslawische Burganlage in Mecklenburg. Ebd. 19 (Berlin 1965).

ders., Groß Raden. Ein slawischer Tempelort des 9./10. Jahrhunderts In Mecklenburg. Ebd. 39 (Berlin 1985).

ders., Die slawischen Burgen von Neu-Nieköhr/Walkendorf, Kreis Teterow. Beitr. z. Ur- u. Frühgesch. d. Bez. Rostock, Schwerin u. Neubrandenburg 1 (Schwerin 1967).

ders., Die mecklenburgischen Megalithgräber. Untersuchungen zu ihrer Architektur und Funktion. Ebd. 6 (Berlin 1972).

ders., Perdöhl. Ein Urnenfeld der späten Kaiserzeit und der Völkerwanderungszeit in Mecklenburg. Ebd. 9 (Berlin 1976).

ders., Der Holzbau bei den nordwestslawischen Stämmen vom 8.–12. Jahrhundert. Ebd. 21 (Berlin 1988).

Schumacher, K., Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande von der Urzeit bis ins Mittelalter 1–3 (Mainz 1923–1925).

Schwarz, K., Die vor- und frühgeschichtlichen Geländedenkmäler Oberfrankens. Materialh. z. Bayer. Vorgesch. 5 (Kallmünz 1955).

ders., Atlas der spätkeltischen Viereckschanzen (München 1959).

ders., Vom Werden und von den Aufgaben der Landesarchäologie. Jahresber. Bayer. Bodendenkmalpfl. 13/14, 1972/73 (1977) 99 ff.

ders., Die Ausgrabungen im Niedermünster zu Regensburg. Führer z. arch. Denkm. In Bayern 1 (Kallmünz 1971); Regensburg während des ersten Jahrtausends im Spiegel der Ausgrabungen im Niedermünster. Jahresber. Bayer. Bodendenkmaopfl. 13/14, 1972/73 (1977) 20 ff.

ders., Frühmittelalterlicher Landesausbau im östlichen Franken zwischen Steigerwald, Frankenwald und Oberpfälzer Wald. Monogr. Röm.-Germ. Zentralmus. 5 (Mainz 1985).

ders., Archäologisch-topographische Studien zur Geschichte frühmittelalterlicher Fernwege und Ackerfluren. Materialh. z. Bayer. Vorgesch. 45 (Kallmünz 1989).

See, K. v., Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen (Heidelberg 1994) 61 ff. 187 ff. 207 ff. 283 ff.

Sellnow, I., Grundprinzipien einer Periodisierung der Urgeschichte (Berlin 1961).

Sommer, S., Municipium Arae Flaviae – militärisches und ziviles Zentrum im rechtsrheinischen Obergermanien. Rottweil im Licht neuerer Ausgrabungen. 73. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1992 (1993) 269ff.

Sprockhoff, E., Zur Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit. Vorgesch. Forsch. 7 (Berlin 1930).

ders., Die germanischen Griffzungenschwerter. Röm.-Germ. Forsch. 5 (Berlin 1931): Die germanischen Vollgriffschwerter der jüngeren Bronzezeit. Ebd. 9 (Berlin 1934).

ders., Niedersächsische Depotfunde der jüngeren Bronzezeit. Veröff. Landesmus. Hannover 2 (Hildesheim u. Leipzig 1932); Jungbronzezeitliche Hortfunde Norddeutschlands (Periode IV). Kat. Röm.-Germ. Zentralmus (Mainz 1937); Jungbronzezeitliche Hortfunde der Südzone des nordischen Kreises (Periode V). Ebd. 16 (Mainz 1956).

ders., Die nordischen Megalithkultur. Handb. d. Urgesch. Deutschlands 3 (Berlin 1938).

ders., Atlas der Megalithgräber Deutschlands 1–3 (Bonn 1966.1967.1975).

Stein, F., Bronzezeitliche Hortfunde in Süddeutschland. Beiträge zur Interpretation einer Quellengattung. 1.2. Saarbr. Beitr. z. Altertumskde. 23.24 (Bonn 1976.1979).

Stoll, H., Urgeschichte des Oberen Gäues. Veröff. Württ. Denkmalpfl. 7 (Oehringen 1933).

Strahm, Chr., Chalkolithikum und Metallikum: Kupferzeit und frühe Bronzezeit in Südwestdeutschland und der Schweiz. Rassegna di Arch. 7, 1988, 175ff., bes. 179.

Thurnwald, R., Die menschliche Gesellschaft in ihrer ethno-soziologischen Grundlage 1–5 (Berlin 1931–1935).

Ulbert, G., Der Auerberg 1.2 (mit W. Zanier). Münchner Beitr. z. Vor- u. Frühgesch. 45.46 (München 1994.1997).

Ulbert, T., Ad Pirum (Hrušica). Spätrömische Passbefestigung in den Julischen Alpen. Ebdt. 31 (München 1981).

ders. mit P. Petrú, Vranje bei Sevnica. Kat. in Monogr. 12 (Ljubljana 1975).

Virchow, R. in: Correspondenzbl. Dt. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch. 11, 1880, Beil. 3. Nr. 9–11, 75ff.

ders., Eröffnungsrede. Ebd. 25, 1894, 80ff.

Wagner, E., Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden 1.2 (Tübingen 1908.1911).

Wahle, E., Die Besiedelung Südwestdeutschlands in vorrömischer Zeit nach ihren natürlichen Grundlagen. 12. Ber. Röm.-Germ. Komm. 1920 (1921) 1ff.

ders., Deutsche Vorzeit (Leipzig 1932, 3. Aufl. Darmstadt 1962).

ders., Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen. Grenzen frühgeschichtlicher Erkenntnis 1. Sitzungsber. Heidelberger Akad. d. Wiss., Phil.-Hist. Kl. 1940/41, 2. Abhandl. (Heidelberg 1941, 2. Aufl. ebd. 1952).

ders., Einheit und Selbständigkeit der prähistorischen Forschung. Schr. d. Ges. d. Freunde Mannheims u. d. ehem. Kurpfalz 12 (Mannheim 1974).

Weber, F., Die vorgeschichtlichen Denkmale des Königreiches Bayern 1: Oberbayern (München 1909).

Wegewitz, W., Die langobardische Kultur im Gau Moswidi (Niederelbe) zu Beginn unserer Zeitrechnung. Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen 2,1.2 (Hildesheim,

Leipzig 1937); weitere Monogr. über Urnenfriedhöfe der vorrömischen Eisen- u. römischen Kaiserzeit: Ebd. 2,5.6 (1944). 5 (1961). 6 (1962). 7 (1964). 8 (1965). 10 (1972). 11 (1973). 13 (1977).

Wenskus, R., Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes (Köln, Graz 1961, 2. Aufl. ebd. 1977).

Werner, J., Die beiden Zierscheiben des Thorsberger Moorfundes. Ein Beitrag zur frühgermanischen Kunst- und Religionsgeschichte. Röm.-Germ. Forsch. 16 (Berlin 1941); Das Aufkommen von Bild und Schrift in Nordeuropa. Sitzungsber. Phil.-Hist. Kl. (Bayer. Akad. d. Wiss.) 1966,4 (München 1966).

ders., Beiträge zur Archäologie des Attila-Reiches. Abhdlg. Bayer. Akad. d. Wiss., Phil.-Hist.Kl. N.F. 38 (München 1956); Der Grabfund von Malaja Perezcepina und Kuvrat, Kagan der Bulgaren. Ebd. N.F. 91 (München 1984); Adelsgräber von Niederstotzingen bei Ulm und von Bokchondong in Südkorea. Jenseitsvorstellungen vor Rezeption von Christentum und Buddhismus im Lichte vergleichender Archäologie. Ebd. N.F. 100 (München 1988); Der Schatzfund von Vrap in Albanien. St. z. Arch. d. Awaren 2. Denkschr. Österr. Akad. d. Wiss., Phil.-Hist. Kl. 184 (Wien 1986).

ders., Zu den alamannischen Burgen des 4. und 5. Jahrhunderts. Speculum historiale. Festschr. F. Johannes Spoerl (Freiburg, München 1965) 439ff.

ders. (Hrsg.), Die Ausgrabungen in St. Ulrich und Afra in Augsburg 1961–1968. Münchner Beitr. z. Vor- u. Frühgesch. 23 (München 1977).

ders. mit E. Ewig (Hrsg.), Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Aktuelle Probleme in historischer und archäologischer Sicht. Vortr. u. Forsch. 25 (Sigmaringen 1979).

Winkelmann, W., Die Ausgrabungen in der frühmittelalterlichen Siedlung bei Warendorf (Westfalen). In: W. Krämer (Hrsg.), Neue Ausgrabungen in Deutschland (Berlin 1958) 492ff.

Witter, W., Die älteste Erzgewinnung im nordisch-germanischen Lebenskreis 1.2. Mannus-Bücherei 60.63 (Leipzig 1938).

Wolf, A., Darstellung der Altertumwissenschaft (Berlin 1807, Nachdruck ebd. 1986).

Wolff, G., Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (Frankfurt 1913).

Zimmermann, W.H., Die Siedlungen des 1.–6. Jahrhunderts nach Christus von Flögeln-Eekhöltjen, Niedersachsen. Die Bauformen und ihre Funktionen. Probl. d. Küstenforsch. 19 (Hildesheim 1992).

Zschocke, K.u.E. Preuschen, Das urzeitliche Bergbaugebiet von Mühlbach-Bischofshofen. Mat. Urgesch. Österr. 6 (Wien 1932).

Zürn, H., Das jungsteinzeitliche Dorf Ehrenstein (Kreis Ulm), Ausgrabung 1960, 1.2 Veröff. Staatl. Denkmalpfl. R. A 10,1.2 (Stuttgart 1965.1968).

ders., Hallstattforschungen in Nordwürttemberg. Die Grabhügel von Asperg, Hirschlanden und Mühlacker. Ebd. 16 (Stuttgart 1970).

Personennamen

Alföldi, M. 94
Aventinus, J. 10

Bakker, L. 101
Bantelmann, A. 59
Bantelmann, N. 97
Bastian, A. 102, 110
Beatus Rhenanus 10
Bebel, H. 10
Behm-Blancke, G. 78, 96
Behrens, G. 47, 58
Behrens, H. 78, 89
Beltz, R. 32
Bernheim, E. 6, 102
Bersu, G. 47 ff., 57 f., 63 f., 67, 79, 93, 100
Bezzenberger, A. 53, 112
Biel, J. 94, 97
Bierbaum, G. 58
Bierbrauer, V. 100
Birkner, F. 47
Bittel, K. 97 f.
Blume, E. 109
Böhner, K. 100
Bollmus, R. 60
Bönisch, E. 99
Bopp, F. 18
Bosinski, G. 95
Boucher de Perthes, J. 15, 23, 26
Boulainvilliers, H. 76
Brachman, H. 85
Brenner, E. 51
Breuer, St. 94
Brunn, W. A. v. 78
Brunner-Traut, E. 109 f., 118
Buffon, G. de 15
Burckhardt, J. 9 f.
Büsching, G. 20
Buttler, W. 49, 67 ff.

Celtis, C. 10
Childe, G. 63
Claß, H. 43
Coblenz, W. 78, 89, 99
Comte, A. 17, 117
Conze, A. 34 ff., 37
Cook, J. 13

Dahlmann, F. Chr. 20
Danneil, J. F. 19 f., 24
Dehn, W. 97
Donat, P. 85, 88
Doppelfeld, O. 100 f.
Dopsch, A. 51, 100
Dörpfeld, W. 34, 37
Dragendorff, H. 36 f., 48
Drexel, F. 47
Droysen, G. 6, 20, 95, 102

Ebert, M. 53, 99
Egger, R. 100
Eggers, H. 55, 104
Engels, F. 81
Esper, J. 14 f.
Estorff, C. v. 20

Fabricius, E. 35
Fidus 40
Firbas, F. 59
Fischer, F. 8
Forster, G. 13, 16
Frank, W. 60
Frey, O.-H. 109
Freyer, H. 44
Fuhlrott, J. C. 15, 23
Fuhrmann, H. 8
Furtwängler, A. 30, 34

Gaerte, W. 47
Gersbach, E. 97

Gibbon, E. 12
Gobineau, A. de 76
Goeßler, P. 47, 63
Gozzadini, G. 25
Götze, A. 34
Gräbner, F. 38f., 45
Gradmann, R. 52
Grimm, J. 18, 40
Grimm, P. 89
Grünert, H. 84, 86
Gysi, J. 84

Haarnagel, W. 59, 96
Hachmann, R. 8, 98, 104
Hahne, H. 47
Hammerstein, N. 60f.
Hänsel, B. 99
Hase, F. W. v. 8
Heiber, H. 60
Heierli, G. 54
Helbig, W. 35
Henning, J. 85
Herberstein, S. v. 12
Herder, J. G. 16f., 20, 32, 111
Herrmann, J. 82–86, 88
Hermann, U. 84
Hettner, A. 51
Hettner, F. 35
Heukemes, B. 101
Heydrich, R. 69f.
Hildebrand, H. 29
Himmelmann-Wildschütz, N. 118
Himmler, H. 57, 60f., 69, 74
Hingst, H. 94, 97
Hinz, H. 101
Hitler, A. 61
Hoernes, M. 28f., 45, 53, 116
Huber, B. 59f.
Hundt, H.-J. 113
Hutten, U. v. 10f.
Hvass, St.108

Jacob-Friesen, H. 47f., 52, 58f., 62, 106
Jacobsthal, P. 53, 109
Jäger, W. 44
Jahn, M. 47, 77, 92
Jankuhn, H. 50, 74f.
Junghans, S. 112

Kaschnitz-Weinberg, G. Frh. v. 44, 109
Kater, M. 60
Kautsky, K. 28
Keller, F. 24, 30
Kersten, K. 58
Kiekebusch, A. 48
Kimmig, W. 97
Klemm, G. 20
Koepp, F. 47, 51, 103
Kossinna, G. 32, 36, 38, 40–43, 51, 53f., 57, 71f., 92, 109
Korhe, H. 81
Kraft, G. 116
Kraft, K. 94
Kramer, S. 78
Krämer, W. 8, 79, 98, 101
Krüger, B. 83ff., 88
Krüger, E. 97
Kühn, H. 63f.
Kunkel, O. 47, 50, 58, 96
Kutsch, F. 47, 58, 62

La Baume, W. 47
Lachmann, K. 18
Lafitau, F. 13
La Garde, P. de 40
Lamprecht, K. 5
Lang, A. 8
Lartet, E. 23, 26
Ledebur, L. v. 20
Lehner, H. 37, 47
Leibnitz, G. W. 15
Leube, A. 8
Lichardus, J. 98
Lindenschmit, L. 21, 36
Lisch, F. 19f., 24
Lissauer, A. 32
Locke, J. 12
Loeschcke, G. 34ff.
Lubbok, J. 28
Ludwig I. 18
Lüning, J. 96

Maier, F. 98
Major, J. D. 13f.
Malinowski, B. 46
Mania, D. 95
Marschalk, N. 10
Marx, K. 111
Matthes, W. 48
Menghin, O. 45f., 52, 54, 116
Merhart v. Bernegg, G. 53f., 62–74, 76, 95, 99
Mestorf, J. 29f., 112
Milojčić, Vl. 90, 104f.
Möckel, G. 43
Moeller van den Bruck, A. 44
Mohler, A. 44
Mommsen, Th. 35f.
Montelius, O. 29, 31, 38, 112
Montesquieu, Ch. de 12, 32
Morgan, L.H. 28, 81, 111
Mortillet, G. de 23
Much, M. 27, 112
Much, R. 40
Müllenhoff, K. 40
Müller, K. O. 17
Müller-Karpe, H. 93, 95, 105f., 118

Napoleon I. 18
Napoleon III. 30f.
Naue, J. 30f.
Neuffer, E. 58
Nothdurfter, H. 100

Obermaier, H. 53f.
Oelmann, F. 47, 58
Olearius, A. 13
Otto, H. 112
Otto, K.-H. 80–84

Paret, O. 58
Parzinger, H. 33, 99, 105
Peutinger, C. 10
Piaget, J. 109
Pigorini, L. 25, 35
Pirling, R. 101

Radcliffe-Brown, A. 46
Raddatz, K. 97
Raiser, J. v. 19
Ramsauer, G. 25, 30
Ranke, J. 28, 30
Ranke, L.v. 116
Ratzel, F. 32, 38
Reinecke, P. 30f., 52, 58
Reinerth, H. 62f., 66f., 72–75
Reusch, W. 100
Rhode, A. 14
Richthofen, B. Frh. v. 62f., 65, 67, 71
Rickert, H. 44
Riegl, A. 109
Riek, G. 59
Ritter, C. 32
Ritterling, E. 47
Rodenwaldt, G. 62
Rosenberg, A. 57f., 60ff., 72
Rousseau, J.J. 16f.
Rudbeck, O. 14
Rust, A. 59

Sacken, E. Frh. v. 25
Sangmeister, E. 99, 112
Schaeffer, Ch. F. A. 104
Schaum, J. 20
Schedel, H. 10
Scheltema, A. van 118
Schieder, Th. 6, 16
Schier, W. 94
Schiller, F. v. 16
Schindler, R. 94, 98
Schlesinger, W. 81
Schlichtherle, H. 96
Schliemann, H. 34
Schlüter, O. 52
Schmidt, H. 34, 37, 49, 53
Schmidt, R.R. 49f., 52, 96, 116
Schmidt, W. 39, 45
Schmitt, C. 44
Schmotz, K. 94
Schönberger, H. 94, 101
Schubart, H. 99
Schubert, F. 98
Schuchhardt, C. 37, 48ff., 53
Schütte, H. 59

Schuldt, E. 78, 88
Schulz, W. 47, 58
Schumacher, K. 37, 47, 51, 100
Schwantes, G. 47, 58
Schwarz, K. 94, 100
See, K. v. 10f.
Seger, H. 37, 47, 52, 58, 72, 77
Sellnow, I. 81, 84
Sievers, S. 98
Spranger, E. 44
Sprockhoff, E. 57f., 79
Stein, K. Reichsfrh. v.u.z. 18
Stieren, A. 47, 58
Stoll, H. 94
Strahm, Chr. 105
Studion, S. 10
Szombathy, J. 27

Tallgren, A. 99
Thomsen, C. J. 24
Thurnwald, R. 46
Tischler, O. 29f., 41, 53
Tode, A. 48
Tylor, B. 28

Ulbert, G. 8
Undset, I. 29, 41
Unverzagt, W. 47, 50, 58, 63, 77ff., 82, 87f.

Vico, G. 12
Virchow, R. 25ff., 29, 31–34, 36, 38, 48, 50

Wächter, J. K. 20
Wagner, F. 47
Wagner, R. 39f.
Wahle, E. 51f., 92, 116
Warnke, D. 88
Weber, C. A. 52
Weber, F. 47
Weber, G. 101
Weber, M. 46, 102
Wegewitz, W. 97
Wenskus, W. 81
Werner, J. 99f.
Wiegand, Th. 62
Wilhelmi, K. 19ff.
Wimpfeling, Th. J. 10
Winckelmann, J. 17
Witter, W. 60, 112
Wolf, A. 18
Wolff, G. 48
Worsaæ, J. 23

Zeiß, H. 57f., 100
Zeuß, J. K. 40
Zürn, H. 96f.